

Wir kommentieren

die Romfahrt von Karl Barth: Der evangelische Theologe will sich an der «Zentrale» informieren – Zehn Schemata von Fragen – «Ich bin ultra montes vielen Christenmenschen begegnet» – «Der Papst ist nicht der Antichrist» – Trend zur Bibel – Die Probleme «Tradition» und «Lehramt» stellen sich auch protestantischerseits – Das Zweite Vatikanum war wirklich ein Reformkonzil.

die Hochschulseelsorge in Deutschland: Das Bildungsdefizit der Deutschen und die katholische Kirche – 1. Die besonderen Chancen der Hochschulseelsorge – An Universitäten fallen Vorentscheidungen für ein Volk – «Equipen» von Studentenpfarretern sind nötig – 2. Von der pastoralen Sammlung zur Solidarität mit dem Ganzen – Planung auf lange Frist – Größere Differenzierung – Keine «Veranstaltungsgemeinde» und keine «Freizeitgemeinde» – Studentenseelsorger als «Fachmann in religiösen

Fragen» – Hand in Hand: Glaubensschwund und religiöse Gesprächsgemeinschaft – 3. Um die Verbindung von rationaler Welterfahrung und christlichem Glauben.

Medizin

Grenzen der naturwissenschaftlichen Medizin: Eine erstaunliche Beobachtung: schwierige Probleme löst die Medizin, vor einfachen versagt sie – Um die Ursache der Krankheiten – Genügt der Begriff des «Streß»? – Statistik ist zu billig – Reine Naturwissenschaft reicht nicht aus – Oft kennen wir die Pathogenese, aber nicht die Ätiologie – Drei Gruppen von Krankheiten – Das größte Problem bilden die psychosomatischen Krankheiten – Die Gefahr des Schemadenkens – Gibt es Krankheiten, deren Ursache in der Innenwelt des Menschen liegt? – Spezifisch menschliche Krankheiten? – Überraschende Erfahrungen – Die Postbeamten «nahmen ihre Grippe später».

Politik

Punta del Este: Zum ersten Mal treffen sich die amerikanischen Regierungschefs – Viele Versuche, eine gesamt-amerikanische Organisation aufzubauen – Spannungen zwischen USA und den südamerikanischen Staaten – Ein juristisches System sollte den nordischen Bruder in Schach halten – Die ökonomischen Probleme gehen den politischen voran – Die Südamerikaner sind am internationalen Handel interessiert – Verarmung Lateinamerikas – «Importquoten-Bettler» – Erfolge? – Ein «Latein-amerikanischer Gemeinsamer Markt»?

Leserzuschriften

zur Auferstehungsfrage: Ist Prof. Schlette ein Rationalist? – Und warum ist er es nicht?

zur Entwicklungshilfe: Bedenken eines Experten – Beispiele aus Südamerika.

KOMMENTARE

Karl Barths Fahrt zu den Stätten der Apostelfürsten

Vergangenen September ist Professor Karl Barth, auf Weltenebene immer noch der Löwe unter den evangelischen Theologen, zur Stätte der Apostelfürsten nach Rom gepilgert, um sich an zentraler Stelle eine Woche lang über den nachkonziliaren Katholizismus zu informieren. In einem knappen, aber höchst interessanten Bericht¹, der einerseits gewissen «ängstlichen Gemütern» der evangelischen Kirche beweist, daß der Basler Löwe das Fauchen noch nicht verlernt hat und «ebenso trotzig evangelisch aus Rom zurückgekehrt wie er nach dort hingefahren» ist, andererseits den festgefahrenen theologischen Frontkämpfern auf beiden Seiten zu melden weiß, daß die katholische Front in Tat und Wahrheit in Bewegung geraten ist, wird über das Gesehene und Erfahrene in der «Ewigen Stadt» Rechenschaft gegeben.

Karl Barth ging nicht ungerüstet nach Rom. «Wer sich ernstlich informieren will, muß vor allem selbst einigermaßen informiert sein.» Schon auf seinem Krankenlager während der zwei letzten Konzilssessionen hatte er «außer Goethe, Jeremias Gotthelf, Gottfried Keller und anderen guten Autoren auch alles Erreichbare an Nachrichten und Texten aus dem Bereich des Konzils» zu sich genommen. Nach seiner Genesung hatte

er sich im Sommer 1966 ernstlich an das Studium der sechzehn vom Konzil verabschiedeten lateinischen Texte gemacht, was ihm «bei den römischen Gesprächen das Lob einiger seiner Interlocutoren eintrug, er hätte sich die Texte mindestens ebenso genau – in Einzelheiten sogar noch genauer – angesehen als sie selber!» Im ganzen hatte Karl Barth zehn Frage-schemata fixiert, ein allgemeines und neun besondere mit Verständnisfragen und kritischen Fragen zu einzelnen Haupt-themen des Konzils.

Die *Schauplätze* der Gespräche waren u. a. das Einheitssekretariat, das «Heilige Offizium», die Gregoriana, das Arbeitszimmer des Papstes. Nur die Lateranuniversität hatte einen Empfang abgelehnt und erwies sich damit wieder einmal päpstlicher als der Papst, der dem gelehrten Gast aus Basel eine volle Stunde zuwenden wollte. Die *Atmosphäre* des Gesprächs war – dem Rechenschaftsbericht zufolge – «durchwegs die einer gegenseitig brüderlich-vertraulichen Aufgeschlossenheit und Sachlichkeit». Beim Empfang «im innersten Sanktuarium der römisch-katholischen Kirche», im Vatikan, «verlief alles in Minne, und die Stunde verging wie im Fluge». «Die Art, wie Paul VI. uns empfing und dann wieder verabschiedete, war vornehm und würdig menschlich. Mein Eindruck von ihm war der einer klugen und in seiner Weise bestimmt auch demütig frommen Persönlichkeit. An den ihm zustehenden Titel *'Pontifex Maximus'* habe ich in jener Stunde keinen Augenblick denken müssen. Es sollte auf unserer Seite auch das wohl

¹ Ad *Limina Apostolorum*. EVZ-Verlag, Zürich 1967, 66 Seiten.

beachtet werden, daß er sich in den sämtlichen Konzilsdokumenten auch nicht als ‚*Vicarius Christi*‘, sondern schlicht als ‚*Episcopus, Servus servorum Dei*‘ bezeichnet hat.» Die in seiner Erinnerung «heiterste dieser Zusammenkünfte» war «die mit den Jesuiten auf der Zinne ihrer Gregoriana», wo er «von seinem Sitz aus bei strahlendem Herbstwetter beständig die Kuppel von St. Peter direkt vor Augen hatte und also im Strom der ausgetauschten Reden nie vergessen konnte, wo er sich befand». Am letzten Tag des Römer Aufenthaltes nahm Prof. Barth noch an einer Sitzung des aus allen Gegenden des Globus beschickten internationalen Theologen-Kongresses teil. Von den Anwesenden mit Händeklatschen begrüßt und mit einer Ansprache gewürdigt, war er «auf gleicher Höhe mit den Kardinälen» placiert.

Das *Resultat* seiner Romfahrt faßt K. Barth in die Worte zusammen: «Ich habe eine Kirche und Theologie aus der Nähe kennengelernt, die in eine in ihren Auswirkungen unübersehbare, langsame, aber sicher echte und nicht mehr rückgängig zu machende Bewegung geraten ist, im Blick auf die man nur wünschen möchte, es ließe sich ihr bei uns etwas Entsprechendes an die Seite stellen. Wenn ihr doch eine Wiederholung wenigstens der schlimmsten Irrtümer, die bei uns seit dem 16. Jahrhundert begangen worden sind, erspart bleiben möchte! Die Worte ‚protestantisch‘ und ‚Protestantismus‘ sähe ich gerne aus unserem Sprachschatz verschwinden – und mit ihnen die heute nur noch hinterwäldlerischen Ausnahmeartikel in unserer schweizerischen Bundesverfassung! Der Papst ist nicht der Antichrist! Der Apparat der gegen uns gerichteten Anathematisierungen von Trient steht ja mit allerhand anderem altem Rüstzeug auch nur noch – im Denzinger. Ich bin *ultra montes* so vielen Christenmenschen begegnet, mit denen ich in aufrichtigem Ernst reden, aber auch herzlich lachen konnte, daß ich nicht ohne Wehmut an gewisse Gartenzwerge in unseren Gehegen zurückdenken konnte. Alle Optimismen im Blick auf die Zukunft verbieten sich von selbst. Noch stärker gebietet sich aber eine ruhig brüderliche Hoffnung, verbunden mit der Willigkeit, unterdessen im Kleinen und im Großen gründlich vor unseren eigenen Türen zu wischen.»

Wegen der den Gesprächspartnern zugesicherten Diskretion wird im Rechenschaftsbericht von den in Rom erhaltenen «Beantwortungen (zum Teil auch Nichtbeantwortungen)» nichts abgedruckt. Natürlich hätten diese alle Leser brennend interessiert. Aber es ist vielleicht gut, daß für ein weiteres theologisches Publikum einmal die *Fragen* dastehen, die zu eigenem Nachdenken auffordern und hoffentlich auch einen Meister der Antwort finden. Aus den kritisch-irenischen Bemerkungen Karl Barths möchten wir nur zwei konkrete Feststellungen hervorheben, die noch Geschichte machen könnten.

Karl Barth sagt sehr lapidar:

«Der Papst ist nicht der Antichrist!»

Dem Großteil der Christen aus allen Konfessionen wird diese Feststellung wie eine Selbstverständlichkeit erscheinen. Und doch, wenn man dieses Urteil mit der theologischen Waage wägt, wenn dieses Urteil von einer ganzen evangelischen Kirchengemeinschaft unterschrieben würde, geschähe im Grunde nicht weniger Epochales, als wenn Rom die Bannbulle Luthers widerrufen würde. Nach dem Urteil der Reformatoren und der Reformationsbekenntnisse verkörpern der Papst und die Papstkirche den Antichrist und das Reich des Antichrists². Dieses Urteil geschah nicht etwa auf Grund der sittlichen Verkommenheit der damaligen Päpste, sondern wegen ihres Anspruchs der obersten Lehr- und Hirtengewalt, die natürlich nach evangelischer Auffassung nur zu oft mißbraucht wurde, um «heid-

nische» Lehren und Gebräuche in die Kirche Christi einzuführen, und die Gewissen beschwerte. Wenn dieses theologische Urteil protestantischerseits revidiert wird, dann geschieht kein geringerer Schritt als jener des Zweiten Vatikanischen Konzils, das die aus der Reformation hervorgegangenen Bekenntnisgemeinschaften nicht mehr als Scheinkirchen, sondern in Wahrheit als «Kirchen» oder «kirchliche Gemeinschaften» wertet und anredet.

Tradition und Lehramt

Noch verheißungsvoller ist die andere Tatsache, daß Karl Barth zur Konzilskonstitution über die «Göttliche Offenbarung» ein «aufrichtiges ‚*Placet juxta modum*‘» (ein Ja, wenn auch unter gewissen Vorbehalten) sagen zu können glaubt. Trotz seiner Ansicht, daß der unverkennbare «Trend zur Bibel» und die kraftvollen Konzilsaussagen über das Wort Gottes der Schrift, die das Tridentinische und das Erste Vatikanische Konzil weit hinter sich gelassen haben, durch eine «bedauerliche Unklarheit» im Zweiten Kapitel der Offenbarungskonstitution ein Stück weit verdunkelt werden – Barth spricht von einem «Schwächeanfall» des Konzils –, so gibt der «Theologe des Wortes» doch zu verstehen, daß gegen die Hervorhebung der Begriffe «*Tradition*» und «*Lehramt*» protestantischerseits «kein einfaches *Non placet* (Nein) einzulegen» ist. «Es ist ja zuzugeben, daß die durch die Begriffe ‚Tradition‘ und ‚Lehramt‘ bezeichneten Probleme auch auf unserer Seite gestellt und zu bedenken sind.» «Haben sich die in der Reformation des 16. Jahrhunderts entstandenen Kirchen nicht einmütig auf die Konzilien der ersten Jahrhunderte berufen? Und ist es nicht auch bei uns notwendig und rechtmäßig zur Fixierung eigener, in ihren ‚Bekennnissen‘ (bis hin zu der Theologischen Erklärung von Barmen 1934!) niedergelegter ... Traditionen gekommen?» «Gibt es unter den großen evangelischen Kirchen nicht eine, die sich bis auf den heutigen Tag ... nach dem Namen ihres großen Anregers und Begründers mit Emphase ‚evangelisch-lutherische‘ Kirche nennt? Und hat Calvin im 16. Jahrhundert nicht in Genf, im ganzen französisch sprechenden Protestantismus und weit über diesen hinaus eine Funktion ausgeübt, die der des römischen Petrus-Amtes wirklich nicht ganz unähnlich war? An charismatisch begabten Gestalten, die in ihrem Kreis und zu ihrer Zeit» das Amt der authentischen Interpretation des geschriebenen und überlieferten Wortes «als faktisch Berufene mit Freudigkeit und Erfolg vertreten haben, hat es bei uns auch ohne Petrus-Amt von jeher und bis heute nie ganz gefehlt, durfte es und darf es denn auch nicht fehlen. So sollte man auf unserer Seite vorsichtig sein im Protest gegen den im Artikel 9 ... auftauchenden Satz»: Die Kirche schöpft ihre Gewißheit ... nicht allein aus der Hl. Schrift. «Wir leben, denken und lehren auch nicht auf Grund einer in einsamer Höhe schwebenden Schrift, insofern nicht ‚*sola*‘ (= *solitaria*) Scriptura.»

Barth meint, «Gottes Mühlen mahlen *intra et extra muros* langsam». Aber das Erreichte ermutige doch zum Ausblick in eine noch bessere Zukunft und sei wegen der Wichtigkeit des in der Offenbarungs-Konstitution verhandelten Themas «bedeutungsvoll genug, um von dem nun in die Geschichte eingegangenen Zweiten Vatikanischen Konzil zu sagen: es war, wenn irgendeines, ein Reformkonzil». A. E.

Überlegungen zur Hochschuleseelsorge in der Bundesrepublik

Die Bildung ist heute zu einem erstrangigen Thema der Politik geworden. In den Haushalten des Bundes und der Länder wird für sie die absolute Priorität beansprucht. Auch die Kirche hat in der Pastoralkonstitution «Die Kirche in der Welt von heute» die Bildungsfrage besonders herausgestellt. Eine spezi-

² Belegstellen zu *Luther* in: A. Ebner, Luther und das Konzil, S. 9 A. 59; *Melanchthon*, Tractatus de potestate papae, Apologie der Konfession VII und XV; Schmalkaldische Artikel, IV; Konkordienformel, Solida declaratio X; Zweites Helvetisches Bekenntnis XVII.

fische Verschärfung gewinnt in der Bundesrepublik das Bildungsproblem dann, wenn einerseits der bloß zahlenmäßig geringere Anteil der katholischen Studenten und Hochschullehrer betrachtet und andererseits nach den kirchlichen Einflußmöglichkeiten im Hochschulsektor gefragt wird.

Chancen der Seelsorge im Rahmen der Bildungspolitik

Unter allen kirchlichen Einflußmöglichkeiten im Bildungsbereich – nichtinstitutioneller und institutioneller Art – besitzt die Studenten- bzw. Hochschulseelsorge, ohne anstaltlich begrenzt zu sein, besondere Chancen, weil sie

– wenigstens potentiell die größte Zahl von Studierenden und akademischen Lehrern – auch Nichtkatholiken – ansprechen, wie auch mit ihnen sprechen kann (Dialog);

– eine echte Nähe zu den Hochschulen bzw. Universitäten besitzt und von ihnen anerkannt wird, auch wenn sie nicht wie Religionsdozenturen und Theologische Fakultäten in den Hochschulen bzw. Universitäten integriert ist;

– als Milieuseelsorge die konkrete Erfahrung der Einheit von akademischem Leben und kirchlicher Gemeinschaft in lebendigem Glauben vermitteln kann;

– über den Bereich der Seelsorge hinaus bildungs- und gesellschaftswirksam zu sein vermag.

Eine voll ausgebaute Universitäts- bzw. Hochschulseelsorge stellt eine wirksame Möglichkeit kirchlicher Öffentlichkeitsarbeit im Bildungssektor dar, während eine im engeren Sinne nur pastoral durchgeführte Studentenseelsorge religiös wie gesellschaftlich von geringerer Wirkung bleiben muß.

Die Priorität der Hochschulseelsorge vor anderen Seelsorgsformen

Die Universitäten und Hochschulen sind Zentren des geistigen Lebens; an ihnen werden die Fragen, die das Dasein eines Volkes bestimmen, vorentschieden. Die hohen Schulen stellen auch eine Konzentration der Begabtesten dar, deren geistig-sittliche Potenz positiv oder negativ maßgebend für das Leben der Nation ist. Es ist daher doppelt gerechtfertigt, die Hochschulseelsorge als Schwerpunktseelsorge anzusehen und dieser Priorität entsprechend auszubauen: sie wendet sich an die Planer und Entwerfer der Zukunft und an die Multiplikatoren geistig-sittlicher Ideen. Hochschulseelsorge wird zur Seelsorge auch an denjenigen, die von den Professoren, Studenten und Akademikern im Gang der geschichtlichen Entwicklung abhängig sind. In der heutigen Bildungsgesellschaft kommt daher der Hochschulseelsorge größere Bedeutung zu als manchen anderen Seelsorgsformen, der Militärseelsorge zum Beispiel.

Jede größere Universität sollte eine Equipe von Studentenfarrern haben, die als Gemeinschaft von Priestern zusammen mit Laien die Seelsorge- und Gemeindefunktion wissenschafts- und fakultätsbezogen tun könnten. Selbstverständlich sollten die in der Hochschulseelsorge tätigen Priester auch wesentlich besser vor- und ausgebildet sein als bisher. Der Wechsel der Studentenfarrer erfolgt zu rasch und ist oft von außerseelsorglichen Faktoren abhängig.

Der notwendige Ausbau der Studentenseelsorge zur Hochschulseelsorge

Von der Entwicklung der Hochschulseelsorge her

Die Universitäten und Hochschulen werden heute – trotz Spezialisierung – allgemein als eine Einheit angesehen. Ihre Wirksamkeit in Forschung und Lehre geht nicht nur von der Einheit aus, sondern sucht sie zugleich. Die hohen Schulen erfahren sich selbst vor allem in ihrer Reform und ihrem Ausbau als Aufgabe. Die Seelsorge darf sich diesem Bewußtseinsprozeß nicht verschließen. Auch sie muß die Aufgabe erkennen, die für sie darin besteht, die Studentenseelsorge zur Hoch-

schulseelsorge auszubauen. Universitätsgemeinde soll aber nicht einfach dadurch entstehen, daß nun außer den Studenten auch die Professoren, Dozenten und Assistenten als ihre Glieder zu gelten hätten (was praktisch gar nicht zu verwirklichen ist). Der Name soll als Bezeichnung für die Funktion verstanden werden. Universitätsgemeinde wird von dem her definiert, was ihr vorgegeben und aufgegeben ist: Glaube und Wissenschaft im Leben derer, die sich zu ihr entschließen oder auf sie hören wollen, in Korrespondenz zu bringen. Hochschulgemeinde ist eine ständige Aufforderung zur Sinnesänderung (vgl. Röm 12,2); von der pastoralen Sammlung und Sorge für katholische Studierende zur Sorge um das Ganze und zur Solidarität mit dem Ganzen der Hochschule zu gelangen, als Katholiken mit allem und mit allen in der Hochschule zu leben.

Neben neuen und intensiveren Formen der Zusammenarbeit von Priestern und Laien bedarf die Hochschulgemeinde mehr als der doppelten Zahl hauptamtlicher besonders qualifizierter Seelsorger sowie der kräftigen Mithilfe der Priester, die in einem zweiten Studium stehen. Ohne langfristige Planung und Ausgleich auf überdiözesaner Ebene wird das Notwendige nicht zu verwirklichen sein. Alle in der Hochschule leitend tätigen Priester sollten dafür besonders vorbereitet werden. Universitäterfahrung und theologische Promotion müßten Grundvoraussetzung (auch für die Ordenspriester) sein.

In diesem Zusammenhang soll darauf verwiesen werden, daß der Aufbau der Seelsorge für die deutsche Bundeswehr rasch vollendet wurde, wobei ein Verhältnis von einem Priester auf 1500 Katholiken zugrunde gelegt wurde. Wenn man nur dieses Verhältnis auch für die deutschen Hochschulen annehmen würde!

Ähnlich dem französischen Vorbild wird die Fakultätsarbeit die Seelsorge weiter differenzieren, aber durch den wissenschaftsbezogenen Kontakt mit den Professoren, Dozenten, Assistenten hochschulnäher bleiben und die Studierenden bewußt in ihrem Studentenmilieu aufsuchen.

Zum Beispiel sind bestimmte Veranstaltungen wie Fakultätskreise nur im Universitätsbereich, nicht im katholischen Heim abzuhalten. Die auf diesem Gebiet bereits gemachten Erfahrungen haben überraschend gute Ergebnisse gebracht. Hier sind auch die besten Möglichkeiten ökumenischer Zusammenarbeit, wie der erste evangelisch-katholische Studententag im Oktober 1965 in Göttingen bewiesen hat.

Lehre und Forschung an der Universität sind personengebunden. Auch die Seelsorge muß das beachten, um der Gefahr der «Veranstaltungsgemeinde» zu entgehen. Professor und Student wollen als einzelne angesprochen werden. Der langfristigen Investition an Zeit und geistiger Mühe in der Forschung muß von seiten der Hochschulseelsorge ebensolche Investition an Zeit, Geduld, Aufmerksamkeit für den einzelnen entsprechen. Neben dem Gottesdienst ist gerade die Sorge um den einzelnen ein wesentliches Konstitutiv der Gemeinde an der Hochschule. Wird sie mehr als Aufforderung, statt einer bloßen Sammlung, verstanden, bewahrt eine solche Spiritualität auch vor jeder Art von Getto mentalität und vor der Versuchung zur rührigen, aber naiven «Freizeitgemeinde».

Von den pastoralen Erfordernissen her

Die Studentenseelsorge ist heute mehr denn je gefordert, aber auch überfordert. Der Studentenseelsorger ist nicht nur zum priesterlichen Dienst im Gottesdienst und zur Sakramentenspendung bestellt; er ist – besonders an Universitäten ohne Theologische Fakultät – theologischer Berater für Katholiken und Nichtkatholiken, an Pädagogischen Hochschulen ohne Religionsdozent der einzige hochschulnahe Priester. Gerade akademische Lehrer und Studierende, die nicht mehr praktizieren, suchen dennoch die Möglichkeit der Gespräche mit dem Seelsorger, wenn er für sie Zeit hat. Er ist für sie «Fachmann» in religiösen Fragen. Ob gläubig oder nicht, ob schlagende

Korporation oder Diskussionskreis in einem Studentendorf: sie alle suchen das Gespräch mit ihm. Andern soll er Berater in ihren Nöten sein, verheiratete Studierende suchen ihn auf, wieder andere erhoffen sich Hilfe in Neurosen oder wenigstens Beratung auf dem Weg zum Therapeuten.

Nicht nur die allgemeinen pastoralen Pflichten und das Hochschulmilieu (die wachsende Zahl der Studierenden, die neue Schicht des akademischen Mittelbaues, der notwendige Kontakt mit den Professoren) fordern eine eventuell nach Fakultäten gegliederte Gemeinschaft von Seelsorgern für den Bereich der Hochschulen, sondern dazuhin ganz konkrete Aufgaben:

– Alarmierend ist der wachsende Glaubensschwund und der Mangel an kirchlichem Sinn unter den Mitgliedern katholischer Korporationen und Gemeinschaften, wie systematisch durchgeführte Diskussionen zeigen.

– In der Gesamtstudentenschaft ist eine eminente religiöse Gesprächsbereitschaft vorhanden, nicht nur unverbindliche Lust an der Diskussion. Das religiöse Suchen ist ernst. Glaubensnot und Kirchenentfremdung werden von vielen schmerzlich empfunden.

Weitere pastorale Schwerpunkte der Hochschulseelsorge sind:

– die Sorge um die ausländischen Studierenden – Christen und Nichtchristen;

– die Sorge um die Laientheologen;

– die Sorge um die wachsende Zahl der frei studierenden Theologen, die Priester werden wollen, aber zunächst nicht in ein Theologisches Konvikt eingetreten sind.

– Bis zum Jahre 1975 wird eine Verdoppelung der Studentenzahlen erwartet. Mit dem Ausschöpfen der letzten Bildungsreserven auf dem Lande wird eine größere Zahl unselbständiger katholischer Studierender zur Hochschule kommen, die im Lebensprozeß der Großstadt und im Hochschulbetrieb unerfahren sein werden und wenig Kraft zur Auseinandersetzung des angestammten Glaubens im höherentwickelten Milieu mitbringen. Sie werden, falls keine gesellschaftswirksame Hochschulseelsorge sie stützt, gemäß den von der Religionssoziologie festgestellten Trends rasch ihren Glauben verlieren, wie vor hundert Jahren die Landbevölkerung, wenn sie in die Städte zog, ohne dort eine religiöse Heimat zu finden.

Hochschulgemeinde als pastorales Zentrum der Welterfahrung für die Kirche

Unter den «Hilfen, welche die Kirche von der heutigen Welt erfährt», nennt die Pastoralkonstitution «Kirche in der Welt von heute» in Nr. 44 ausdrücklich den Fortschritt der Wissenschaften und bekennt sich dazu: Die Kirche bedarf «vor allem in unserer Zeit ... der besonderen Hilfe der in der Welt Stehenden, die eine wirkliche Kenntnis der verschiedenen Institutionen und Fachgebiete haben und die Mentalität, die in diesem am Werk ist, wirklich verstehen, gleichgültig, ob es sich um Gläubige oder Ungläubige handelt».

Neben den Theologischen Fakultäten stellen lebendige Universitäts- bzw. Hochschulgemeinden in einzigartiger Weise ein solches Kommunikationsfeld dar, auf dem die Kirche diese Art von Hilfe – auch von den Nichtchristen – erfährt. Wenn die Pastoralkonstitution in Nr. 62 die Gläubigen auffordert, sie «sollen also in engster Verbindung mit den anderen Menschen ihrer Zeit leben und sich bemühen, deren Art zu denken und zu empfinden, die sich in der Geisteskultur ausdrückt, vollkommen zu begreifen», so kann diese Aufforderung am besten von den Universitäts- bzw. Hochschulgemeinden erfüllt werden, weil das, was die Wissenschaft (auch die Theologie) abstrakt denkt, und eine lebendige Gemeinde als Kirche im kleinen konkret lebt, in der Hochschulgemeinde durch das Universitätsmilieu zu einer singulären Einheit verbunden werden kann. Die Vielfalt des geistigen Lebens einer Hochschule in Forschung und Lehre, Reflexion und einzuübender Verantwortung, gibt einer Hochschulgemeinde die besondere Chance, in der größtmöglichen Intensität «mit den Menschen zu leben» und «ihr Denken zu begreifen». Die gesellschaftliche Ausstrahlungskraft der Wissenschaft vervielfältigt die Wirksamkeit jedes einzelnen Wissenschaftlers und zukünftigen Akademikers und verleiht größtmögliche Extensivität seiner Bemühungen.

Aber nur eine sowohl personell wie materiell (genügend Etatismittel!) ausgebaute Universitätsseelsorge vermag als Ertrag für die Kirche all das einzubringen, was in der ganzen Universität und in denen, die mit ihr leben, gegenwärtig ist. Sie könnte neben den Theologischen Fakultäten (und den Akademien) ein pastorales Zentrum bilden, das in einer Zeit der wachsenden Bedeutung der Wissenschaft und derer, die sich mit ihr befassen, mithilft, die rationale Welterfahrung und die christliche Glaubensüberzeugung zur Korrespondenz zu bringen, wenn die Voraussetzungen der Wissenschaft rückhaltlos bejaht werden: Entwicklungsmöglichkeit und Experiment.

In Ergänzung könnte man hinzufügen, daß die Studentenseelsorge nicht nur ein pastorales Zentrum der Welterfahrung darstellt, sondern zugleich auch eine großartige Möglichkeit bietet, solche Akademiker, die in den kirchlichen Dienst treten wollten (als Leiter von Jugendakademien, diözesanen Bildungsstätten usw.), für ihren Dienst in einem Milieu vorzubereiten, das sowohl rational wie praktisch zugleich ist. Nicht zuletzt wäre ein solches Zusammenarbeiten ein Modellfall für die Einübung der künftigen Kooperation von Priestern und Laien im kirchlichen Bereich.

Das Universitätsmilieu ist eine einzigartige Möglichkeit, pastorale Erfahrungen zu machen, weil hier die pastorale Tätigkeit immer zugleich durchdacht werden soll, Pragmatik und Rationalität vereint sein müssen. Pastorale Erfahrungen solcher Art sind in sich eine besondere Form der Ausbildung.

Bei der wachsenden Zahl der Akademiker und der Umstrukturierung ihrer Wohnplätze aus der Stadt hinaus in Vorortsgemeinden bedarf die Seelsorge immer mehr besonders qualifizierter Priester. Solche Schwerpunkte der Seelsorge könnten dann von Priestern übernommen werden, die ihre «Spezialausbildung» in der Hochschulgemeinde als einem Pastoralzentrum erfahren haben. *Dr. Wolfgang Ruf, Freiburg i. Br.*

GRENZEN DER NATURWISSENSCHAFTLICHEN MEDIZIN

Das Bild, das uns die heutige Medizin bietet, ist sehr zwiespältig. Vielleicht sind wir erstaunt über diese Feststellung, da das, was die Öffentlichkeit von der Medizin zu hören bekommt, immer ungemein positiv ist. Es wäre auch töricht, diese Erfolge zu leugnen oder zu übersehen. Aber vielleicht ist es auch ebenso töricht, die negativen Seiten unserer Medizin nicht zur Kenntnis zu nehmen.

Wenn ich das einmal an einem Beispiel, vielleicht etwas überspitzt, ausdrücken darf, so läßt sich die Situation etwa so darstellen: Wenn heute

jemand ein Kind mit einem angeborenen Herzfehler hat, sind die Aussichten, daß dieser Herzfehler operativ korrigiert werden kann und dieses Kind damit eine normale Lebenserwartung erhält, ausgezeichnet. Wenn aber jemand das Unglück haben sollte, etwa von seinem 18. Lebensjahr an an nervösen Kopfschmerzen zu leiden, ist die Wahrscheinlichkeit, daß er bis an sein Lebensende damit zu tun haben wird, leider sehr groß.

Überaus schwierige und komplizierte Probleme, die zu lösen man noch vor wenigen Jahren kaum für möglich gehalten hätte, sind also gelöst, und relativ einfach erscheinende Krankheits-

bilder sind praktisch unheilbar. Woran das liegt, wollen wir untersuchen. Aber zunächst noch einmal ein anderes Beispiel, das diese Situation gut beleuchtet.

Nur ein Streß?

Ein jüdischer Rechtsanwalt, der in Budapest lebte, wurde 1944 in ein Konzentrationslager gesteckt. Es gelang ihm, aus diesem Lager zu flüchten. Er verschwand in die Illegalität, das heißt er hauste in einem Keller unter offensichtlich äußerst dürftigen Umständen mit kümmerlicher Ernährung und der steten Furcht, entdeckt zu werden. Im Jahre 1945, als der Krieg sein Ende fand, erlitt er einen Herzinfarkt. Im Jahre 1950 emigrierte er aus politischen Gründen nach Australien. Dort hat er sich nicht mehr eingelebt, was insofern nicht erstaunlich ist, als er in diesem Jahr bereits 52 Jahre alt war. Der bis dahin völlig gesunde Mann litt nun ständig an anginösen Beschwerden und war immer in ärztlicher Behandlung. Es gab noch zwei weitere Herzinfarkte; dem letzten, in seinem 67. Lebensjahr, erlag er. Die Witwe dieses Mannes hat bei den deutschen Behörden eine Rente eingeklagt, weil sie sagte, daß der Tod ihres Mannes mit dieser Verfolgungssituation zusammenhängen müsse. Es wurde von einer namhaften deutschen Universitätsklinik ein umfangreiches Gutachten abgegeben. Dieses Gutachten umfaßte etwa dreißig Seiten, und es wurde hier folgendermaßen argumentiert:

Der Herzinfarkt ist die Folge einer Arteriosklerose. Die Arteriosklerose hat keinerlei psychische Ursachen, sondern ist eine Erkrankung, die auf angeborenen Eigentümlichkeiten beruht, die mit der Verfolgungssituation nichts zu tun haben. Der erste Herzinfarkt ist als Folge der Verfolgung anzuerkennen, er ist die Folge eines Stresses.

Der Streßbegriff wurde vor vielen Jahren von *Selye* aufgestellt, der darunter alle Belastungen akuter Art, wie eine Operation, eine starke körperliche Beanspruchung, eine Infektion usw., verstand und nachwies, daß bei solchen Streßsituationen das Hypophysen-Nebennierenrindensystem besonders beansprucht wird, sogar versagen kann.

Das, was nun nachher folgte, war nach den Darlegungen des Gutachters die natürliche Folge der Arteriosklerose und hatte damit mit der Verfolgungssituation nichts mehr zu tun. Es wurde auch gesagt, daß die Statistik nachweist, daß das 50.-60. Lebensjahr für den Herzinfarkt bevorzugt ist und, wenn jemand in seinem 67. Lebensjahr an einem Herzinfarkt stirbt, so ist das nichts Auffallendes und nichts Besonderes. Dieses Gutachten war in jeder Hinsicht wissenschaftlich fundiert. Im Anhang fanden sich mindestens dreißig verschiedene Literaturzitate. Der Autor hatte sich mit diesem Gutachten eine sehr große Mühe gemacht, und wenn man es las, dann war man zunächst überzeugt, die Darlegungen seien richtig. Und doch blieb bei der Lektüre ein etwas ungutes Gefühl zurück. Dieses ungute Gefühl hatte offensichtlich auch das Gericht, denn es schickte mir noch einmal die Akten zu einer Stellungnahme.

Aus den Akten ergab sich ganz eindeutig, daß unser Rechtsanwalt bis zum Jahre 1944 völlig gesund gewesen war. Es ist auch nicht unwichtig, daß er ein besonderer Freund des Deutschtums war. In seiner Familie wurde überwiegend Deutsch gesprochen, er ist häufig in Deutschland gewesen und war ein großer Verehrer der deutschen Kultur. Weiter konnte man aus den Akten ablesen, daß mit der Verfolgungssituation im Jahre 1944 ein Bruch in seinem Leben einsetzte. Von nun an war er kontinuierlich krank. Das Gutachten war ein naturwissenschaftlich abgefaßtes und in diesem Sinne gut fundiertes Gutachten! Das Konzentrationslager und das Leben in der Illegalität, sowie alles, was dann folgte, wurde als Streß bezeichnet. Ich persönlich glaube aber, daß in diesem Gutachten eines fehlte, nämlich der Blick auf den Menschen.

Ist der naturwissenschaftliche Begriff des Stresses wirklich ausreichend, das zu charakterisieren, was dem Mann widerfahren ist? Man muß versuchen, sich dies einmal ein wenig vorzustellen: Hier lebt ein angesehener Rechtsanwalt, der sich mit dem deutschen Kulturkreis besonders verbunden fühlt und der im Jahre 1944 eben von diesen Deutschen als Jude gebrandmarkt, aus seinem Beruf, aus allem herausgerissen wird, in ein Konzentrationslager verschwindet und dem es gelingt, zu fliehen und sich in die Illegalität zurückzuziehen, mit all den Belastungen, die zu einer solchen Existenz gehören. Ist hier der Begriff des Stresses, als einer einmaligen Belastung, nicht völlig unzureichend? Spricht die Tatsache, daß unser Rechtsanwalt sich von dieser Erkrankung nie erholt hat, sondern nun kontinuierlich ein Leidender ist, nicht eindeutig dafür, daß er diese Behandlung und das, was er durchmachte, einfach nicht überwunden hat? Ist es nicht ein wenig billig, sich bezüglich

der Ursache der Arteriosklerose, die wir im Grunde genommen nicht kennen, auf Anlage und Konstitution zurückzuziehen? Kann man wirklich mit gutem Gewissen behaupten, daß das Leben dieses Mannes ohne die Schädigung, die der Nationalsozialismus ihm angetan hat, genau so abgelaufen wäre, wie es nun abgelaufen ist? Und daß er auch ohne dieses Ereignis in seinem 67. Lebensjahr an einem Herzinfarkt gestorben wäre? Gewiß ist der Tod im 67. Lebensjahr eines Herzinfarkts wegen nichts Besonderes, und die Statistik weist auf, daß er sogar recht häufig eine Todesursache darstellt, aber die Statistik kann auf den Einzelfall nie angewandt werden. Denn eben diese Statistik weist ja auch auf, daß es eine breite Streuung gibt. Wer sagt denn, daß der Patient in die Mittelgruppe der Statistik und nicht in eine Randgruppe gehört? Der Mensch mit seinem Schicksal, mit seiner Not und mit seinem Leid, mit all dem, was er durchmacht, ist das wirklich ohne jeden Einfluß auf ein Krankheitsgeschehen? Der Streßbegriff ist hier doch wohl ganz unzureichend, um dies alles zu charakterisieren. Man kann die Person des Menschen und sein jeweiliges Schicksal nicht einfach ausklammern. Aber das geschieht in der naturwissenschaftlichen Betrachtung.

Ich mache hier den Naturwissenschaften ausdrücklich keinen Vorwurf, denn es gehört zum Wesen der Naturwissenschaften, daß sie es mit solchen Objekten zu tun haben, die wir mit unseren Sinnesorganen erfassen können. Mit dem, was wir wägen und messen können. Mit dem, was durch Experiment und objektive Beobachtung erhärtet wird. Daß diese Methoden zu einem sehr fundierten Wissen über das Krankheitsgeschehen beim Menschen und zu vielen wirksamen therapeutischen Möglichkeiten geführt haben, wer wollte das bezweifeln?

Aber dieses Beispiel sollte zeigen, daß diese Betrachtungsweise nicht ausreichend ist. Weil sie nämlich nur eine Seite des Menschen und damit nur eine Seite seiner Krankheit erfaßt, und die andere Seite, die des Erlebens, als belanglos völlig ausklammert. An den beiden gegebenen Beispielen, dem Menschen mit den chronischen Kopfschmerzen und an dem Schicksal dieses Rechtsanwaltes aus Budapest und der Beurteilung, die sein Schicksal erfahren hat, wird die Grenze der naturwissenschaftlichen Medizin deutlich.

Eine Lücke in unserer Medizin

Es gibt nun in dem Lehrgebäude unserer Medizin eine große und erstaunliche Lücke. Diese Lücke heißt Krankheitsursache. Wenn wir nach der Ursache eben jener Kopfschmerzen fragen, die wir gemeinhin als nervöse Kopfschmerzen bezeichnen, wenn wir nach der Ursache einer Fettsucht, einer Magersucht, nach der Ursache einer chronischen Verstopfung, eines Hochdruckleidens, eines Ulcusleidens oder nach der Ursache des Asthma bronchiale fragen, so müssen wir sagen, wenn wir ehrlich sind – und ein Wissenschaftler sollte immer ehrlich sein –, daß wir sie eigentlich nicht kennen. Die Situation unserer Medizin wird sehr gut aufgezeigt in dem folgenden Schema:

Tier		Mensch	
A			Ätiologie
A	B		Pathogenese
		C	

Alle vorhandenen Krankheiten sind hier in drei Gruppen geteilt: in die Gruppen A, B und C. Rechts stehen zwei Worte: Ätiologie und Pathogenese. Zu diesen beiden medizinischen Fachausdrücken muß eine kurze Erklärung gegeben werden: Unter Ätiologie verstehen wir die wirkliche Krankheits-

ursache. Unter Pathogenese diejenigen Vorgänge, die unmittelbar für die vorhandenen Symptome verantwortlich gemacht werden müssen. Der Unterschied wird sofort klar an einem Beispiel: Nehmen wir als Beispiel die Hyperthyreose, die Überfunktion der Schilddrüse. In diesen Krankheitsfällen bildet die Schilddrüse zu viel Hormon und die gesamte Symptomatologie, die ein solcher Kranker bietet, findet aus dieser Tatsache eine völlig hinreichende, durch Experimente gesicherte Erklärung. Das ist die Pathogenese. Wir dürfen also sagen, die Pathogenese der Hyperthyreose ist die Überproduktion an Schilddrüsenhormon. Ätiologie, das heißt die Frage nach der Ursache, wäre doch sehr berechtigt. Warum denn bekommt mit einem Mal ein etwa 25jähriger Mensch, der bis dahin völlig gesund gewesen ist, eine solche Überfunktion der Schilddrüse? Ein solches Ereignis ist um so erstaunlicher, als wir heute genau wissen, wie großartig gerade die Tätigkeit der innersekretorischen Drüsen durch eine Fülle von Regulationen gesichert und einreguliert ist. All diese großartigen Regulationen werden nun bei einem solchen Kranken mit einem Mal durchbrochen, die Schilddrüse macht sich gewissermaßen selbständig. Warum solches geschieht, ist uns unbekannt. Das heißt also mit andern Worten: von dieser Erkrankung kennen wir die Pathogenese, aber wir kennen die wirkliche und eigentliche Ursache nicht.

Die Darstellung zeigt, daß die drei Krankheitsgruppen dadurch unterschieden sind, daß wir in der ersten die Ätiologie und die Pathogenese kennen, in der zweiten nur die Pathogenese und in der dritten weder Ätiologie noch Pathogenese.

Nun ist es verständlich, daß die Kenntnis von Ätiologie und Pathogenese ausschlaggebend ist für die Therapie. Da die Medizin eine angewandte Wissenschaft ist mit dem Ziel, kranke Menschen gesund zu machen und auch vorbeugend zu wirken, ist es ohne weiteres verständlich, daß dieses Ziel am besten dann erreicht werden kann, wenn man die Krankheitsursache kennt. Dieses Ideal ist nur in der Krankheitsgruppe A erreicht. Die Krankheitsgruppe A umfaßt im wesentlichen die parasitären und die Infektionskrankheiten. Hier ist praktisch alles aufgeklärt und mit der Schaffung der Chemotherapie und der Antibiotika das letzte Ziel der Medizin erreicht. Es ist mit Hilfe dieser Substanzen eine echte, kausale Therapie möglich, und auch alle die vorbeugenden Maßnahmen, die wir in dieser Krankheitsgruppe treffen können, sind bekannt.

In der Krankheitsgruppe B läßt sich eine Therapie gründen auf die Pathogenese. Auch das kann eine sehr wirksame Behandlung sein. Im Falle der Thyreotoxikose verkleinern wir die Schilddrüse, sei es durch einen chirurgischen Eingriff, sei es durch Radiojod. Dann verschwinden die gesamten Krankheitssymptome und der Mensch darf durchaus wieder als gesund angesprochen werden. Aber wir müssen uns doch wohl darüber klar sein, daß das eigentliche Ideal, dem die Medizin zustreben muß, damit noch nicht wirklich erreicht ist. Vor allen Dingen ist eines noch nicht erreicht, wovon heute so viel die Rede ist, nämlich: wir sind überhaupt nicht in der Lage, eine Prophylaxe, das heißt eine Vorbeugung, zu treffen, weil wir ja völlig im dunkeln tappen über die eigentlichen und wirklichen Ursachen, die zu diesen Erkrankungen führen.

In der Gruppe C sind alle diejenigen Krankheiten, bei denen wir weder das eine noch das andere kennen, daher sind wir hier gezwungen, eine symptomatische Therapie zu machen. Das heißt, wir geben Medikamente, die die Krankheitssymptome bekämpfen. So erhält ein Patient mit nervösen Kopfschmerzen Kopfschmerztabletten, die zwar sein Leiden erleichtern und ihm immer wieder helfen – das soll keineswegs verkannt werden –, die aber nicht verhindern, daß diese Kopfschmerzen immer wieder von neuem auftreten.

Die entscheidende Frage

Die entscheidende Frage ist aber nun: Welche Krankheiten finden sich jeweils in diesen drei Gruppen? In der ersten Gruppe

finden sich, wie schon gesagt wurde, alle parasitären und Infektionskrankheiten, auch alle Schädigungen, die den Menschen von außen treffen. In der zweiten Gruppe finden sich überwiegend die Erkrankungen der Drüsen mit innerer Sekretion und noch einige andere. In der dritten Gruppe sind die jetzt so häufigen nervösen Leiden und alle die Krankheiten, die man heute gerne als psychosomatisch bezeichnet. Die Krankheitsgruppe A spielt dank unserer heutigen Medizin nur noch eine untergeordnete Rolle. Es gibt, was vor 20–30 Jahren noch undenkbar war, heute bereits viele Krankenhäuser, die überhaupt keine Infektionsabteilung mehr haben. Auch manche Spezialkrankenhäuser, zum Beispiel für Tuberkulose, konnten geschlossen werden. Die Krankheiten der Gruppe B spielen eine etwas größere Rolle, aber die größte Rolle spielen zweifellos die Krankheiten der Gruppe C. Man begeht keinen Fehler, wenn man vorsichtig schätzt, daß mindestens die Hälfte aller Patienten, die heute in den Sprechzimmern der Ärzte auf eine Behandlung warten, dieser Gruppe angehören.

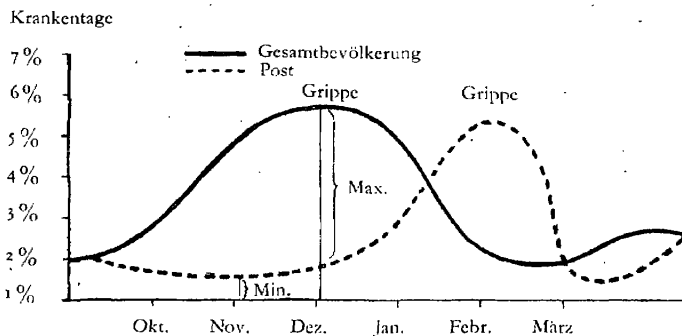
Leider sind diese Unterschiede in den drei Krankheitsgruppen noch nicht wirklich zur Kenntnis genommen worden. Es herrscht vielmehr ein Schemadenken; ein Schemadenken, das sich von der Gruppe A ableitet. Hierfür sind zwei Gesichtspunkte maßgebend: Erstens die Ursache der Krankheiten liegt im äußeren Bereich, es sind irgendwelche Schädigungen, die den Menschen von außen treffen. Zweitens ist man der Meinung, daß, wenn ein Organismus von einer Krankheit befallen ist, dann eine ganze Reihe von Abwehrvorgängen einsetzt, die darauf abzielen, diese Krankheit wieder zu beseitigen. Diese beiden Umstände, die für die Krankheitsgruppe A zutreffen, sind für die Krankheitsgruppen B und C nicht zutreffend. Die naturwissenschaftlichen Forschungsmethoden wurden heute so großartig ausgebaut, daß man mit Sicherheit annehmen darf, daß, wenn in der Außenwelt Ursachen für diese Erkrankungen beständen, diese auch hätten gefunden werden müssen. Es taucht also sofort die Frage auf, ob der Mensch nicht auch krank werden kann aus Gründen, die in seiner Innenwelt gelegen sind. Von Abwehrvorgängen, wie wir sie auch bei allen Krankheiten der Gruppe A beobachten können, kann bei den Krankheiten der Gruppe C nicht die Rede sein. Fast möchte man sagen, im Gegenteil. Hierbei handelt es sich im Allgemeinen um kontinuierlich und langsam fortschreitende Krankheitsprozesse, und irgendwelche Ansätze von Spontanheilungen sind nicht zu erkennen. Zwar können wir beobachten, daß diese Krankheiten eines Tages sogar völlig verschwinden können oder in irgendeinem Entwicklungsstadium stehenbleiben, aber warum dieses geschieht, bleibt völlig unklar. Sicher geschieht es nicht infolge erfolgreicher Abwehrvorgänge im Organismus. Daraus darf man doch wohl schließen, daß bei diesen Krankheiten das krankmachende Agens untergründig ständig wirksam bleibt.

Nehmen wir auch hierfür wieder ein Beispiel: Wenn ein Ulcuskranker zu mir kommt, dann wird er in die Klinik aufgenommen; wir machen eine Ulcuskur und dann ist die Wahrscheinlichkeit sehr groß, daß er nach vier bis fünf Wochen seine Beschwerden verloren hat und der Röntgenologe mitteilt, daß er wohl eine Narbe, aber kein Ulcus mehr sieht. Wenn ich mich dann von diesem Patienten verabschiede und ehrlich bin, dann muß ich eigentlich sagen: «Mein lieber Freund, ich finde es auch sehr schön, daß Sie jetzt ihre Beschwerden verloren haben, aber ich weiß nicht, wann sie wiederkommen. Die Wahrscheinlichkeit, daß sie wiederkommen, ist leider sehr groß. Ich kann nach der Statistik und nach der Erfahrung sagen, daß, wenn Sie einmal 60 Jahre alt sind, das Leiden wahrscheinlich endgültig vorbei sein wird. Aber es kann auch das einzige Mal gewesen sein. Ich weiß das alles nicht, ich übersehe es nicht, ich weiß auch nicht wann und aus welchen Gründen Sie später mit einem Mal wieder Beschwerden bekommen.» Man tappt hiermit völlig im dunkeln und wenn der Kranke mich fragt: «Gibt es irgendetwas, was ich vorbeugend tun kann?», dann empfehlen zwar sehr viele Ärzte das Einhalten einer Diät, obwohl wir sehr genau wissen, daß die Erkrankung mit der Ernährung so gut wie nichts zu tun hat. Da wir die Ursache nicht kennen, können wir natürlich auch nichts über vorbeugende Maßnahmen wissen.

So darf man sagen, daß der chronisch Kranke, der Mensch, der meistens nicht an der Krankheit stirbt, aber der immer wieder hin und her pendelt zwischen Zeiten eines guten und eines weniger guten Befindens, das ungelöste Problem unserer Medizin ist. Nach dem, was ich hier dargelegt habe, ist das ja auch verständlich, weil wir bezüglich der Ursachen dieser Erkrankungen keinen Bescheid wissen.

«Spezifisch-menschliche» Krankheiten

Auf der Tabelle, auf der Seite der Gruppe A, steht noch das Wort «Tier», und auf der Seite der Gruppe C das Wort «Mensch». Das will besagen, daß die Krankheitsgruppe A in völlig analoger Weise auch beim Tier beobachtet wird, während die Krankheitsgruppe C beim Tier als Spontanerkrankung nicht zur Beobachtung kommt. Ich habe daher diese Krankheiten vor einigen Jahren einmal «spezifisch-menschlich» genannt, womit ich zum Ausdruck bringen wollte, daß ihre Ursache in dem Bereich gelegen sein muß, der den Menschen vom Tier unterscheidet. Das liegt aber nicht im somatischen Bereich – im somatischen Bereich ist der Mensch zweifellos ein höheres Säugetier –, sondern in dem Bereich des Geistigen und des Seelischen. So ist also auch aus dieser Feststellung der Schluß naheliegend und die Frage aufzuwerfen, ob vielleicht in diesem Bereich die Ursache für diese Erkrankungen gelegen sein könnte. Daß sich das nun in der Tat so verhält, dafür gibt es nun heute eine Fülle von Beweisen und Belegen. Ich meine jetzt nicht nur die tiefenpsychologische Erforschung eines solchen Kranken etwa mit Ulcus oder mit funktionellen Herzbeschwerden, für die sich keine organische Ursache findet, sondern eine ganze Reihe von anderen Tatsachen und Beobachtungen. Hierfür möchte ich einmal drei Beispiele geben:



Ende der fünfziger Jahre kam die sogenannte asiatische Grippe nach Europa. Die ausgezogene Kurve zeigt die Häufigkeit der Grippeerkrankungen bei der Allgemeinbevölkerung, die in den Monaten November/Dezember ihren Gipfel erreichte und im Januar/Februar abfiel. Beinahe spiegelbildlich hierzu verhält sich die gestrichelte Kurve. Die gestrichelte Kurve ist nämlich die Kurve der Grippe der Postbeamten Deutschlands. Wir

Mit freundlicher Erlaubnis des Verlags entnommen aus: Hellmut Sopp, Was der Mensch braucht ... Ein tiefenpsychologischer Exkurs über Erfüllung und Versagen im Beruf. Econ-Verlag, Düsseldorf, 1958, S. 31.

können also feststellen, daß die Postbeamten ihre Grippe erst im Januar und Februar nahmen. Dies ist deswegen so besonders interessant, weil die Grippe ja zunächst einmal eine Infektionskrankheit ist, eine Virusinfektion. Aber wir unterscheiden ja bei den Infektionskrankheiten die seuchenhaften, worunter wir solche verstehen, die mehr oder weniger jeden befallen, der mit dem Erreger in Berührung kommt, und die nicht seuchenhaften, bei denen noch ein Moment eine Rolle spielt, und zwar die sogenannte Disposition. Wenn wir nun fragen, was heißt eigentlich Disposition, dann ist das ein Begriff, der mit Recht aufgestellt worden ist, der aber einstweilen noch wenig Inhalt hat. Man sagt, daß der Ernährungszustand und sonstige Umstände eine Rolle spielen; aber wenn wir etwa an die unmittelbare Nachkriegszeit denken, in der im Grunde genommen bei uns in Deutschland alle Voraussetzungen erfüllt waren für das Auftreten von Masseninfektionen, dann die weitere Tatsache, daß diese Masseninfektionen völlig ausblieben, dann wird man gegenüber der Behauptung, daß Unsauberkeit, das enge Zusammenwohnen von Menschen, der schlechte Ernährungszustand Voraussetzungen seien, ein wenig skeptisch. Die gezeigte Kurve besagt ja, wissenschaftlich ausgedrückt, daß die Postangestellten und Beamten in den Monaten November und Dezember für die Grippe nicht disponiert waren.

Der «Pensionierungstod»

Eine Überraschung erlebte ich bei einer Untersuchung über den sogenannten «Pensionierungstod», die wir vor einigen Jahren in Hamburg durchführten. Diese Untersuchung erstreckte sich auf ungefähr 6000 Beamte. Es stellte sich heraus, daß die Todesrate bei den pensionierten Beamten der Finanz- und Zollbehörden weit über der durchschnittlichen Sterberate der Hamburgerbevölkerung vom 65. bis 70. Lebensjahr lag, das heißt statistisch signifikant war. Ebenso verhielt es sich bei den pensionierten Lehrern, während die Polizeibeamten den «Pensionierungstod» nicht starben; wobei allerdings angeführt werden muß, daß die Polizeibeamten bei uns schon mit dem 60. Lebensjahr pensioniert werden, was sicherlich eine gewisse Rolle spielt.

Zufällig entdeckte ich bei der Hamburger Finanzbehörde, daß sie auch Buch geführt hatte über 62 Beamte, die aus politischen Gründen 1945/46 entlassen worden waren. Ich habe diese Beamten in drei Gruppen eingeteilt. Die erste Gruppe unter 60, die zweite über 60 und die dritte über 65 Jahre alt. In der ersten Gruppe waren natürlich auch 30- und 40jährige. In der letzten Gruppe waren acht Beamte aufgeführt, die nachträglich noch pensioniert, das heißt später rehabilitiert wurden. Auffallenderweise waren nach einem Jahr, insbesondere in der ersten Gruppe, schon 17 Beamte tot, insgesamt verstarb ein Drittel im ersten Jahr. Nach fünf Jahren waren zwei Drittel aller dieser Beamten gestorben. Die acht Beamten, die nachher noch rehabilitiert wurden, hatten die durchschnittlich höchste Lebenserwartung. Mit andern Worten, diese Entlassung aus politischen Gründen ist für zwei Drittel dieser Beamten zum Todesurteil geworden.

Prof. Dr. A. Jores, Hamburg

(Schluß folgt.)

ZUSAMMENKUNFT DER AMERIKANISCHEN PRÄSIDENTEN IN PUNTA DEL ESTE

Vom 12. bis 15. April fand in Punta del Este (Uruguay) die Zusammenkunft amerikanischer Staatspräsidenten statt. Mit Recht hatte man auf diese Begegnung einige Hoffnung gesetzt, da es zum ersten Mal in der amerikanischen Geschichte gelang, eine solche Zusammenkunft der Regierungschefs zu verwirklichen, dauerten doch die Versuche schon über ein Jahrhundert. Wir wollen nun kurz auf die Geschichte des Panamerika-

nismus zurückkommen, die schließlich in der genannten Zusammenkunft ihren vorläufigen Höhepunkt gefunden hat.

Ursprung des interamerikanischen Systems

Die Versuche zum Aufbau einer Organisation der amerikanischen Staaten als Regional-Gemeinschaft sind sehr alt. Schon im Jahre 1824 hatte der Befreier Bolivar eine Zusammenkunft aller amerikanischen Regierungen

nach Panama einberufen, um ein gemeinsames Vorgehen gegen die Gefahr einer spanischen Wiedereroberung zu erreichen. Die Zusammenkunft scheiterte daran, weil nur vier Länder Vertreter sandten. Trotzdem wurde ein Vertrag abgeschlossen, wodurch eine Art Föderation zwischen den Mitgliedstaaten gegründet wurde. Diese Organisation war aber illusorisch, da sie einzig von Kolumbien ratifiziert worden ist. Bemerkenswert ist an jenem Vertrag, daß darin die Schaffung eines Heeres mit Kontingenten aus den Mitgliedstaaten vorgesehen war. Vielleicht interessiert aber noch mehr die Art und Weise, wie die USA auf die Einladung zu jener Zusammenkunft reagiert haben. Die Furcht der Nordamerikaner, in ihren Expansionsplänen gegen den Süden, wo sie ihr «offenbares Schicksal» (manifest destiny) sahen, sich die Hände zu binden, erkennt man sehr gut aus den Instruktionen, die sie ihren Abgeordneten mitgaben: Erstens durften sie keine politischen Allianzen eingehen und zweitens mußten sie auf die Freiheit der USA bedacht sein, um ihre Monroedoktrin von 1823 diskret und nur von ihrer Seite her jederzeit anwenden zu können. Seither bemühte sich die lateinamerikanische Diplomatie während eines ganzen Jahrhunderts, den nordamerikanischen Nachbarn aus dieser Position zu vertreiben, auf die sich die USA stützten, um ihre «beschützenden Befreiungsaktionen», das heißt ihre Einmischungen in die Innenpolitik, in die Wirtschaft, in die internationalen lateinamerikanischen Verbindungen zu rechtfertigen. Vor nicht zu langer Zeit (1940) haben die USA, als sie vor den Gefahren des europäischen Krieges standen, ihre «Doktrin» aufgegeben und die Notwendigkeit einer gemeinsamen, kollektiven Aktion im Falle einer Intervention zugestanden.

Doch haben die USA schon 1889, als sich ihre Wirtschaft zunehmend entwickelte, in Lateinamerika sowohl einen immensen Absatzmarkt als auch einen riesigen Versorger mit Rohmaterialien gesehen und wünschten deshalb, dieses Potential auf ihre Wirtschaft zu lenken. Um das zu erreichen, versuchten sie, die «Erste Konferenz der Amerikanischen Republiken» zu verwirklichen, die in Washington 1889 stattfand. Dort wurde die Idee eines «Zollvereins» zwischen den USA und den andern amerikanischen Staaten lanciert – eine Idee, die heute wieder vorgebracht wird –, die jedoch damals scheiterte, einesteiils da zu jener Zeit der lateinamerikanische Handel zu 90% von Europa abhing, andernteils weil die USA mit ihrer immer stärker werdenden Protektionspolitik es selbst verhinderten.

Die Frucht jener Zusammenkunft war die Gründung eines «Handelsbüros der Amerikanischen Länder» mit Sitz in Washington, das zur Aufgabe hatte, den Mitgliedsländern ökonomische Nachrichten zu vermitteln. Aus diesem Büro sollte später die «Panamerikanische Union» hervorgehen. Im Jahre 1901 fand die «Zweite Panamerikanische Konferenz» in Mexiko statt. Hier wurden die Aufgaben des Büros erweitert und als Leitung ein Rat eingesetzt, welcher aus den diplomatischen Vertretern der in Washington akkreditierten amerikanischen Länder bestand. Präsiert wurde dieser vom Staatssekretär der USA. Die vierte Konferenz wurde 1910 in Buenos Aires abgehalten. Hier wird die Bezeichnung des Büros geändert in «Panamerikanische Union». Diese bestand bis 1948, das heißt bis zur Gründung der «Organisation der amerikanischen Staaten» (OAS).

Inzwischen aber sind einige Elemente aufgedeckt worden, die klar dartun, wie sehr diese Organisation von Washington abhängig war. Wenn zum Beispiel eine Regierung von den USA nicht anerkannt wurde, konnte sie automatisch am Rat der Panamerikanischen Union nicht teilnehmen. Wie oben erwähnt, war der Staatssekretär der USA stets Präsident des Rates. Mit Recht hat man deshalb diesen Rat mit dem Kolonialministerium der Britischen Dominions verglichen. Im Jahre 1938, auf der achten Konferenz, wurde die Vereinigung der Sekretäre gegründet als permanentes konsultatives Organ. Während der langen Zeit der sich folgenden Konferenzen gelang es den lateinamerikanischen Staaten, ein rechtliches Statut zu erhalten, mit dem sie ihrem mächtigen Verbündeten verschiedene Kompromisse und Konzessionen entreißen konnten: zum Beispiel Koordination der Abwehr, unilaterale Nichteinmischung, friedliche Beilegung der Streitfälle usw. Das Resultat dieser harten und mühseligen Arbeit ist die «Charta der Organisation der Amerikanischen Staaten», aufgestellt in Bogotá im Jahre 1948, der alle Staaten des Kontinentes durch Ratifikation beitraten, einzig Kanada ausgenommen.

Das regionale juristische System

Die OAS ist konstituiert als ein regionaler Organismus (Art. 1); seine Mitglieder verpflichten sich: zur «Ausübung einer wirklichen Demokratie» (Art. 5d); «die friedliche Lösung der Streitfälle zwischen den Mitgliedstaaten zu gewährleisten» (Art. 4b); es wird zugesichert, «daß die Mitgliedstaaten juristisch gleichberechtigt sind» (Art. 6); daß «kein Staat oder keine Staatengruppe das Recht habe, sich in die inneren oder äußeren Angelegenheiten irgendeines andern Staates einzumischen, weder direkt noch indirekt, aus welchem Grund es auch sei» (Art. 15); daß «kein Staat Zwangsmaßnahmen auf ökonomischem und politischem Gebiet anwenden oder anregen darf, um dem souveränen Willen eines andern Staates Gewalt anzutun» (Art. 16).

Es werden sechs leitende Organe aufgestellt. Die wichtigsten sind: die «Panamerikanische Konferenz», das höchste Organ, das sich alle fünf Jahre versammelt; die «Konsultationskonferenz der Außenminister», die sich treffen, um dringende Probleme von gemeinsamem Interesse zu behandeln; der «Rat der Organisation der amerikanischen Staaten», der das permanente Beratungs-, Koordinations- und Kontrollorgan darstellt und aus einem Vertreter eines jeden Mitgliedstaates zusammengesetzt ist.

Das rechtliche interamerikanische System wird noch ergänzt: durch den «Pakt von Bogotá» (1948), der die friedliche Beilegung von Differenzen zwischen amerikanischen Staaten regelt, jedoch nur von zehn Ländern ratifiziert wurde, ferner durch den «Interamerikanischen Pakt über gegenseitige Hilfeleistung», welcher im Jahre 1947 unterzeichnet wurde und den Zweck hat, ein regionales Sicherheitssystem aufzustellen auf Grund einer gemeinsamen Abwehr gegen jeglichen Angreifer eines amerikanischen Staates. Hier sei von den aktuelleren Dispositionen dieses Vertrages erwähnt: Art. 3, welcher die legitime Selbstverteidigung im Falle eines bewaffneten Angriffes anerkennt; Art. 6, der im Falle eines Angriffes ohne Waffengewalt dem Organ des Konsults die Vollmacht gibt, die notwendigen Maßnahmen zu ergreifen, um den Frieden und die Sicherheit zu gewährleisten; und Art. 8, der die möglichen Sanktionsmittel aufzählt (Abbruch der diplomatischen Beziehungen, Unterbruch der ökonomischen Verbindungen usw.), Maßnahmen, die für alle Mitgliedstaaten obligatorisch werden, wenn sie mit Zweidrittelmehrheit angenommen wurden, außer im Falle, wo bewaffnete Gewalt angewendet werden soll, wofür die Zustimmung jedes einzelnen Landes erforderlich ist (Art. 20). Die diplomatischen und ökonomischen Sanktionen gegen Kuba wurden auf Grund dieses Artikels 8 angewendet.

Das – geheime – Ziel, den anspruchsvollen Nachbarn zurückzudämmen, das sich die lateinamerikanischen Staaten gesetzt hatten, ist teilweise mit diesem komplizierten Netz von Verträgen erreicht worden. Trotzdem kann nicht immer verhindert werden, daß von Zeit zu Zeit die alte Monroedoktrin der unilateralen Intervention der USA in die lateinischen Staaten wieder auftaucht, die wie ein Faustschlag in das enge juristische Gewebe wirkt. Guatemala im Jahre 1954 und erst kürzlich Kuba und die Dominikanische Republik haben wieder die Zerbrechlichkeit des Systems aufgezeigt. Wenn das Interesse der USA im Spiel ist, können sie durch keine «Barrikaden» zurückgehalten werden, und jederzeit kann die Position, welche Theodor Roosevelt am Anfang unseres Jahrhunderts unterstützte, in Kraft treten, die er selbst so formulierte: «Die Vereinigten Staaten sehen sich verpflichtet, die Funktion der internationalen Polizei zu übernehmen im Falle eines flagranten schlechten Benehmens und Unvermögens der lateinamerikanischen Republiken.»

Die gegenwärtige harte Alternative

Ohne Zweifel ist die heutige Lage verändert. Die Kräfte, die im Spiele sind, sind komplexer geworden – man denke nur an die Intervention der Russen, die Kuba gerettet hat –, aber sie sind auch weniger beherrschbar. Die Position der USA, deren politische Hegemonie undiskutabel ist, leidet gegenwärtig an einer heiklen Krise in ihrer internationalen Leaderstellung. Dazu kommt, daß die Länder Lateinamerikas sich ihrer Zurücksetzung bewußt werden, was sie mit Haßgefühlen erfüllt. Sie drohen daher, die institutionelle Struktur des Kontinentes in Stücke zu schlagen und ihn damit in einen Vulkan zu verwandeln, dessen Flammen leicht auch die Flanken des Riesen erfassen könnten. – Präsident Johnson hat die beginnende Zehnjahresperiode – vielleicht ohne den dramatischen Sinn seiner Worte zu erkennen – das «Dezennium der Dringlichkeit» für Lateinamerika genannt. In zehn Jahren ist vielleicht ganz Südamerika im sozialistischen Lager. Was machen dann die USA? Einen halben Kontinent in ein neues Vietnam verwandeln?

Die «Allianz für den Fortschritt» bedeutet für jene, die klar sehen, ein beginnendes Zeichen dafür, daß die «Anmaßung der Macht» nicht mehr genügt, um politische Ziele zu erreichen. Selbst die lateinamerikanischen Oligarchien sehen ihre privilegierten Positionen erschüttert durch die wachsende Unzufriedenheit der durch Elend verwahrlosten Massen. Aus diesem Grund erhalten die ökonomischen Probleme in den interamerikanischen Zusammenkünften die Vorherrschaft gegenüber den politischen Verträgen, die bis 1961 solche Versammlungen sonst beherrschten.

Trotzdem erheben sich immer wieder Stimmen im Kongreß der USA, die weiterfahren wollen, auf die Sicherheit bei der Einflußnahme auf Lateinamerika und auf die Notwendigkeit, den Einfluß der USA im Innern der OAS zu verstärken, zu insistieren. Diese Leute haben noch nicht gemerkt, daß all dies wertlos geworden ist infolge der Unzufriedenheit der Völker, die sich schon an verschiedenen Orten durch Guerilla-Kriege äußert (Brasilien, Bolivien, Ecuador, Kolumbien, Venezuela). Die «Allianz für den Fortschritt» hat sich angesichts der allgemeinen Verschlechterung des Lebensniveaus als unwirksam erwiesen. Ebenso das Aufstellen neuer Militärdiktaturen als reaktionäre Antwort der Rechten vor der Gefahr, daß der Status quo, auf dem die Vorherrschaft der großen Familien aufgebaut ist, falle. Auch bemerkt man eine wachsende Unzufriedenheit wegen der sehr schwachen Verwirklichungen der «*Democracia Cristiana*» in Chile. Deren «*Revolution in der Freiheit*» wurde als rettende Lösung hingestellt, ist aber bis heute weit hinter ihren vielversprechenden Projekten zurückgeblieben (Nationalisierung der Kupferminen und Agrarreform). – Das war der Hintergrund, auf welchem sich die Konferenz der Präsidenten in Punta del Este abspielen sollte.

Johnson und «die andern»

Schon bei den vorbereitenden Versammlungen der Sekretäre wurde man sich der großen Verschiedenheit der Zielsetzungen zwischen dem Weißen Haus und den andern Ländern bewußt. – *Rusk* insistierte darauf, daß die Konferenz den Hauptakzent auf die politische Ebene setzen müsse, auf die kontinentale Sicherheit, auf die Verteidigung der Demokratie. Um dies zu erreichen, müsse man «die Unterstützung der öffentlichen Meinung» erhalten. Welche Unterstützung wollten eigentlich die USA? Man kann es nur indirekt ausfindig machen. Als es sich im Kongreß darum handelte, die wirtschaftliche Integration Lateinamerikas zu unterstützen, wünschte der Vertreter Paul Findley (Illinois), man müsse in die Resolution die Erwartung aufnehmen, daß «die Nationen von Lateinamerika Formen für die Hilfe in Vietnam finden sollten». Eine ähnliche Erklärung wurde im Senat abgegeben, die Teilnahme der USA an den Entwicklungsplänen Lateinamerikas zum mindesten von einer Manifestation des guten Willens gegenüber den kriegerischen Unternehmungen in Vietnam abhängig zu machen. Man kennt die Reaktion auf die Aufforderung Johnsons bei der Konferenz: die Ablehnung, nicht so sehr wegen der Politik von Johnson, sondern weil alle Regierungen Lateinamerikas durchwegs eine zurückhaltende Haltung einnahmen.

Der letzte Versuch zu einer möglichen Unterstützung der Außenpolitik des Staatsdepartementes war damit gescheitert, und er hat nur dazu gedient, das Alleinsein der USA in ihrer starrköpfigen kriegerischen Unternehmung noch mehr herauszustellen. Die einzige Anspielung auf Vietnam – vom Präsidenten von Ecuador – war nicht Unterstützung, sondern Kritik. Aber zur Umkehr war es schon zu spät, sonst hätte sich Johnson sicher nicht dazu hergegeben, der Akteur dieser neuen politischen Niederlage zu werden.

Die Ziele «der andern»

Die Lateinamerikaner erreichten, daß auf der Traktandenliste der Konferenz nur Themen der Wirtschaft und der Entwicklung standen: wirtschaftliche Integration und industrielle Ent-

wicklung, Entwürfe für eine Infrastruktur, der internationale Handel, Verbesserung der Viehwirtschaft, Entwicklung des Schulwesens, der Wissenschaft und der Technik.

Das Thema, das die lateinischen Präsidenten am meisten beschäftigt, ist der internationale Handel. Dies gaben sie auch an der Konferenz zu verstehen. Der Rückgang der lateinamerikanischen Einnahmen, die von den Exporten abhängig sind, dauert an. Gemäß den Angaben der AID, errechnet für die Teilnehmer der Zusammenkunft, betrug der Anteil Lateinamerikas am Welthandel 1950 10,6%; im Jahre 1961 fiel er auf 7% und gegenwärtig ist er etwas weniger als 6%. Die Wirtschaftler der OAS sind der Meinung, es gebe keine Hinweise, die eine Besserung für die nächste Zukunft voraussehen ließen ... Bei der Analyse dieser Situation informierte die BID, daß der Anteil der lateinamerikanischen Länder an den Einfuhren in die USA von 31% im Jahre 1956 auf 17% im Jahre 1965 gesunken sei.

Die feste Mauer der Schutzmaßnahmen der Industrieländer – besonders der USA – machen den Absatz der Hauptprodukte der lateinamerikanischen Länder immer schwerer: für Argentinien und Uruguay ist es die Ausfuhr von Fleisch und Wolle, wofür die Preise immer mehr sinken; für Venezuela das Erdöl, gegen das diskriminierende Maßnahmen ergriffen wurden; und so geht es weiter für die andern Länder, welche Kaffee, Holz usw. exportieren. Sie alle seien «Importquoten-Bettler», wie sich ein Land selber bezeichnet hat.

Zu dieser akuten Verschlechterung kommt noch ein Aderlaß der Kapitalien hinzu, hervorgerufen durch die Verschuldung des ganzen Bodens ans Ausland. Lateinamerika erhält jährlich (Cepal) 915 Millionen Dollar vom ausländischen Kapital. Aber 1965, gemäß den Angaben der AID, stiegen die Schuld und deren Zinsen ans Ausland auf mehr als 1700 Millionen Dollar. Hier sieht man den Betrug eines Leihsystems, dessen einzige Gewinnmacher am Ende diejenigen Länder sind, welche Kapital exportieren. Diese erhalten schließlich mittels Dividenden, Abgaben und Gewinnen die ganzen Ertragsmöglichkeiten der Investitionen, so daß dann, wie es der Präsident von Peru ausgedrückt hat, «das Geld der Armen in die Länder der Reichen fließt».

Gegen diese fundamentalen Faktoren der Verarmung Lateinamerikas richteten sich die härtesten Kritiken der Präsidenten. Um die Kapitalflucht zu beschränken, schlugen sie vor, daß die ausländischen Unternehmen sich verpflichten müssen, die Gewinne im Ursprungsland wieder zu investieren, und daß man mit dem Kredit der Allianz auch in den andern Ländern des amerikanischen Territoriums Güter erwerben könne, nicht nur ausschließlich in den USA wie bisher.

Gegen diese Kritiken schützte Johnson seinerseits die Zahlungsbilanzschwierigkeiten der USA vor, so daß Präsident Belaunde (Peru) nach einer Besprechung mit dem Vertreter des Nordens mit einer gewissen Ironie bemerkte, daß er nun überzeugt sei, die USA stecke in größeren wirtschaftlichen Schwierigkeiten als Peru. Was das Problem des Außenhandels betreffe, versprach Johnson, sich damit in den künftigen Verhandlungen der Kennedy-Runde zu befassen.

Eigentlich aber blieb die Partie ohne Resultat.

Wo ist das Positive der Konferenz?

Am Ende ist zu fragen, ob diese Konferenz, die als historisch bezeichnet wurde, etwas Positives für die Zukunft Amerikas gezeitigt habe. Es kann sein, daß dem so ist. – Vorerst ist zu sagen, daß schon die Tatsache allein, daß die lateinamerikanischen Staatsführer in klarer und einmütiger Weise die vorherrschende Dringlichkeit der Wirtschaft für ihre Völker ausgedrückt und beschlossen haben, eine neue Sprache und ein neues Bewußtsein des jetzigen, historischen Augenblicks bezeichnet. – Zugleich ist es für einige klar geworden, daß Lateinamerika von außen nicht viel zu erwarten hat, sondern daß es

sich auf die eigenen Anstrengungen stützen muß, indem es seine Reichtümer rationell ausnützt, seine Wirtschaft möglichst entfaltet und die Verteidigung seines unerschöpflichen Potentials an Rohstoffen geschlossen ins Auge faßt gegenüber den Konkurrenzblöcken der übrigen Welt.

Dieses Sich-Bewußtwerden hat eine konkrete Form erhalten im Entschluß, einen «Lateinamerikanischen Gemeinsamen Markt» zu schaffen, von dem man erhofft, daß er in fünfzehn Jahren, von 1970 an gerechnet, funktionieren wird. Doch das wird nur der Fall sein, wenn die Unruhe der Völker nicht rascher wächst als die Projekte der Regierungen.

Für den Moment wurde die gefährliche Idee, eine vertikale Integration mit den USA zu verwirklichen, die diesen eine Vorzugsstellung gegeben hätte, beseitigt. Raul Prebisch hat schon vor einer geopolitischen Einteilung der Welt in vertikale Einflußzonen der großen Länder der nördlichen Hemisphäre auf die Entwicklungsländer des Südens gewarnt, vielmehr wäre die differenzierte Behandlung der Märkte anzustreben. Inzwischen werden die subregionalen Abkommen, welche an der Konferenz erreicht wurden, dazu dienen, eine reale Erfahrung zu schaffen, um die Wege zu bereiten für eine globale Integration, die nicht realisiert werden kann, ohne vorher ein gemeinsames Niveau zu schaffen unter den so unterschiedlichen Wirtschaften. Die Integration des La Plata-Bassins,

Leserzuschriften

«Mußte das Grab Jesu leer sein?»

Für die Gedanken, die Max Brändle in seinem Artikel vom 15. Mai 1967 (Nr. 9, S. 108–112) dieses Blattes zur genannten Frage und im besonderen auch über Pauli Verständnis der Auferstehungsleiblichkeit Christi und der Christusgläubigen vortrug, kann ich zunächst nur meine dankbare Anerkennung aussprechen. Als eigentlichen Grund, der Brändle zur Behandlung obigen Themas veranlaßte, nennt dieser selbst «den Vorwurf einer ‚Neuaufgabe eines alten rationalistischen Grundgedankens‘» (S. 108), den ich im Rahmen einer kritischen Notiz «Epiphanie als Geschichte» im diesjährigen Januarheft des «Oberrheinischen Pastoralblatts» (S. 9–14) gegen die von H. R. Schlette vorgetragene Erklärung der Entstehung des Osterglaubens erhoben hatte. «Liegt uns doch», wie unser Verfasser zwei Seiten später ausdrücklich erklärt, «daran, die Unbegründetheit des Vorwurfs auf Rationalismus, der gegen Schlette erhoben wurde, einsichtig zu machen» (110). Wie ich vielfach feststellte, haben vor allem Leser, die meine Kritik an Schlette nicht kennen, aus dem, was Brändle aus dieser herausgriff bzw. nicht erwähnte, den Eindruck gewonnen, daß der Vorwurf des Rationalismus eher mich als den Verfasser des Büchleins «Epiphanie als Geschichte» trifft. Wegen der Wendung «Neuaufgabe eines alten rationalistischen Grundgedankens» brauchen wir uns weiter nicht zu streiten; ihre Streichung würde am Inhalt meiner Kritik ohnedies nicht das geringste ändern. Im übrigen geht es hier um mehr: um eine entscheidende Grundwahrheit unseres Christseins. Deshalb bat ich die Schriftleitung, mir eine Klarstellung zu gestatten, zumal das «Oberrheinische Pastoralblatt» den meisten Lesern der «Orientierung» nicht zugänglich ist.

Leider erwähnte der Verfasser nicht, aus welchen konkreten Gründen ich auf S. 11 f. bei Schlettes Erklärung von einer «Neuaufgabe eines alten rationalistischen Grundgedankens» sprach. Einmal weil Schlette die Entstehung des Osterglaubens aus allen möglichen «natürlichen» Erwägungen und Erfahrungen der Jünger erklärte, nur nicht aus den Widerfahrnissen, die nach dem neutestamentlichen Kerygma, wie vor allem der vorpaulinischen Paradosis 1 Kor 15,3 ff., den Auferstehungsglauben begründeten, nämlich den Erscheinungen. Nach der ausdrücklichen Versicherung Schlettes sollen seine Ausführungen gerade zeigen, daß «auch ohne solche Zeichen» (wie Erscheinungen) «nachvollziehbar» ist, «daß eine Atmosphäre entstand, in der die Erfahrung reifte: es ist nicht aus mit Jesus und seiner Sache; wir müssen uns an sein Wort halten und an ihn selbst klammern, wenn wir auf Jahwes Seite stehen wollen»

der Pazifischen Küste und Zentralamerikas, mit der Basis der ALALC und des Marktes Zentralamerikas kann diese nötige Bedingung des gleichen Niveaus schaffen. – Auch könnte der Vorschlag des Präsidenten Belaunde fruchtbar sein, einen lateinamerikanischen Valutenmarkt zu schaffen, der Bons emittieren würde mit der solidarischen Garantie aller Länder des Territoriums, auf Grund eines gemeinsamen Zeichens, einer harten Währung, gemäß dem Dollar, welche der Kapitalflucht wehren könnte.

Dies sind in großen Linien die Vorbedingungen und die Resultate dieser Konferenz, die, auf halbem Weg zwischen Enttäuschung und Hoffnung, alle unzufrieden ließ.

Als philosophischer Anhang ist es angebracht, sich der Worte des Präsidenten von Uruguay zu erinnern, die er in seiner Eröffnungsrede ausgesprochen hat und die wie ein Aufruf, befrachtet mit tiefen historischen Resonanzen, tönen: «Das Überleben dieser westlichen Zivilisation hängt zum guten Teil davon ab, ob in ihr nicht der Keim gestärkt werde, der so viele andere Zivilisationen zerstört hat, nämlich das Bestreben, die Ungleichheit zwischen Mächtigen und Armen zu vergrößern, statt sie auszugleichen. Die Alternative ist entweder das Überleben aller oder die Vernichtung aller.»

Prof. Galo Martínez Arona, Montevideo (Uruguay)

(Schlette, S. 71). Sodann weil die eben zitierte minimalisierende Beschreibung des Inhalts des Osterglaubens («es ist nicht aus mit Jesus und seiner Sache ...») zwar bestens Schlettes psychogener Erklärung der Entstehung des Auferstehungsglaubens entspricht, nicht aber dem apostolischen Verständnis der Aussage «Gott hat Jesus auferweckt» – als ob es bei der nach Ostern einsetzenden Christusverkündigung nur um die Weiterereignung der Sache Jesu ginge, um die wiederholende Fortsetzung der Verkündigung, des Redens und Tuns, des Erdenwirkens Jesu. Ja selbst eine so verstandene Weiterereignung der Sache Jesu wäre schwerlich erklärbar ohne das, was die neutestamentlichen Zeugnisse beanspruchen, nämlich die Offenbarung eines Handelns Gottes, das den Gekreuzigten, das heißt einen von Gott Verfluchten, rehabilitierte, ihn wieder und endgültig in Geltung setzte.

Demgegenüber versichert uns freilich Brändle: «Schlette lehnt ja nicht den Glauben an die Auferweckung Jesu ab, die eine Tat Gottes ist und insofern ein Wunder genannt werden kann, als ein Leben nach dem Tode den Bereich naturgesetzlichen Denkens übersteigt. Es fehlt also nicht an der Offenheit für Gottes Handeln in der Geschichte. Deshalb kann von Rationalismus nicht die Rede sein» (Sperrung von Brändle: 109).

Ich könnte mich nur freuen, wenn Brändle damit nicht nur sein eigenes, sondern Schlettes wirkliches Verständnis des Auferstehungsglaubens wiedergeben würde. Das scheint mir aber höchst fraglich, so lange wenigstens, als wir uns an Schlettes Ausführungen zu halten haben. Selbstverständlich wissen wir nicht, welches Geschehen die Jünger veranlaßte, von Erscheinungen zu sprechen. Erst recht können wir nicht feststellen, daß die Jünger das ihnen widerfahrene «Sehen» richtig interpretierten mit den Aussagen: Gott hat Jesus auferweckt, erhöht usw. Außer Zweifel steht aber, daß die Jünger auf Grund der Erscheinungserlebnisse von der Auferweckung Jesu als einer zum Kreuzestod hinzukommenden neuen offenbarenden Tat Gottes sprachen. Warum läßt dann Schlette entgegen dem apostolischen Kerygma diese Erscheinungen nicht als Begründung des Auferstehungsglaubens gelten, wenn er doch den Glauben an die Auferweckung Jesu als eine Tat Gottes, eine wunderbare Tat Gottes, nicht ablehnen soll? Warum spricht er dann nirgends davon, daß Gott in der Überzeugung seiner Jünger die Hinrichtung Jesu mit einer ganz und gar als Wunder begriffenen offenbarenden Tat beantwortete, durch die Jesus aus dem Tode in eine gottgleiche

Machtstellung eingesetzt wurde, die ihm nach dem authentischen Zeugnis der Urgemeinde (marana-tha) die entscheidende Rolle für das Kommen der Heilszeit sichert? Warum spricht er im Hinblick auf die Entstehung des Osterglaubens ausschließlich von der mehr und mehr verstehenden, deutenden Tätigkeit der Anhänger Jesu nach dessen Tode, warum nur von dem, was die Jünger angeblich meinten, und warum unterstreicht er – was vom Standpunkt seiner Erklärung freilich als konsequent gelten muß – so sehr gerade den schöpferischen Charakter des Jüngerinterpretaments? «Die Deutung der Epiphanie als Geschichte, die hier bekennt: ‚Jesus ist auferstanden‘, trägt für uns sichtbar die Züge des Kreativen, des Schöpferischen, und gerade das läßt sie so verwegen erscheinen» (73 f.). In Wirklichkeit geben doch die neutestamentlichen Auferstehungszeugnisse deutlich zu erkennen – und zwar sehr glaubwürdig angesichts der durch die Hinrichtung Jesu als eines falschen Messiasprätendenten geschaffenen Situation –, «daß die Jünger nicht von sich aus zu diesem Glauben kamen, sondern von der Begegnung mit dem Auferstandenen her, daß sie von diesen Erscheinungen überwältigt wurden und von daher ihren Glauben formulierten». Gegenüber dem Versuch, die Entstehung des Osterglaubens als eine Schöpfung der Jünger zu erklären, muß man mit dem eben zitierten R. Schnackenburg «eher umgekehrt formulieren: Die Jünger erkennen durch die Erscheinungen die Macht Gottes, Neues zu schaffen, den getöteten Jesus ins Leben zu rufen, und darin die kommende Neuschöpfung überhaupt»¹. Kann man schließlich den weiteren Ausführungen Schlettes, etwa auch seinem Schlußkapitel «Epiphanie und Zukunft», die Auffassung entnehmen, daß «der Auferstandene» im Glauben der apostolischen Kirche nach Meinung Schlettes mehr ist als eine verwegene Interpretation «der Geschichte ‚Jesus‘», mehr als eine bloße Chiffre, nämlich eine lebendige Person von gottgleicher Wirkmächtigkeit, die als solche in Gegenwart und Zukunft der Erlöser und Richter, der göttliche Herr der Kirche ist, zu dem wir beten können? Gerade weil Schlettes Interpretament-Hypothese diese Frage mit Gewalt herausfordert, muß man seinen Verzicht auf eine positive Beantwortung zum wenigsten als bedauerliche Unterlassung empfinden.

Abschließend sei noch der Hinweis gestattet: Brändles Auswertung meines Artikels zu seinen Ausführungen über das Thema Leeres Grab und Osterglaube von Seite 108, besonders sein Satz: «Als die Jünger später nach Jerusalem zurückkehrten, hörten sie vom leeren Grab, so daß es für sie zu einem bestätigenden Zeichen wurde, wie Vögtle schreibt», behauptet einiges mehr, als ich sagen wollte und sagte, als ich im «Ober-rheinischen Pastoralblatt» S. 13 f. schrieb: es bleibe «dem Glauben auch dann noch genug Raum, wenn zum Zeugnis der (Jesus als lebend erweisenden) Erscheinungen das leere Grab als bestätigendes Zeugnis hinzukam»; «wenn» ist nicht gleichbedeutend mit «da» oder «weil».

Prof. Dr. A. Vögtle, Freiburg i. Br.

Nachwort

Die Meinungsverschiedenheit zwischen Professor Vögtle und mir in der Interpretation des Textes von Schlette ist nicht exegetischer, sondern philosophischer Art, worauf ich bereits in meinem Artikel hingewiesen habe. Ich gehe von der Phänomenologie der Wahrnehmung (eines M. Merleau-Ponty beispielsweise) aus. Hiernach gibt es keine «reine» Wahrnehmung, sondern jede Wahrnehmung ist auch Aktivität unseres Geistes und deshalb konstruiert, wie Jean Piaget in seinen Untersuchungen der sensori-motorischen Handlungsschemen aufgezeigt hat. Wenn dann die Wahrnehmung in einer Aussage formuliert wird, so haben wir eine Deutung mit Hilfe von kulturell bedingten Begriffen, deren Schöpfer nicht das indivi-

¹ Konkrete Fragen an den Dogmatiker aus der heutigen exegetischen Diskussion, in: *Catholica* 21 (1967) 15.

duelle Ich ist, sondern die aus der Tradition übernommen sind.

Wenn wir im Lichte dieser Phänomenologie das fundamentale Auferstehungszeugnis vom 1. Korintherbrief 15, 3–8 *philosophisch* zu verstehen suchen, so ist die Erscheinung Jesu ein Bewußtseinsinhalt, und zwar auch dann, wenn die Erscheinung auf wunderbare Weise durch Gott bewirkt wurde. Wir können bei diesem auf übernatürliche Weise zustande gekommenen Bewußtseinsinhalt sogar absehen von der Tätigkeit des menschlichen Geistes, die Aussage «Jesus ist auferweckt worden» ist doch etwas von der Terminierung der Intentionalität des Bewußtseins in dem Bild Jesu Verschiedenes, etwas, das dazu kommt, eben eine Deutung. Der Begriff «auferwecken» entstammt der israelitischen Religion des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts. Daß er von den Aposteln auf den ihnen erschienenen Jesus angewendet wird, ist der von Gott ermöglichte Glaubensakt. Durch das Widerfahrnis der Erscheinung Jesu ist der Glaubensakt fest in den zeitlich-räumlichen Ablauf der Geschichte hineingebunden und erhält somit den Charakter eines geschichtlichen Offenbarungsfakts.

Darf nun aber nicht gefragt werden, ob diese Offenbarung durch eine psychologische Entwicklung der Apostel vorbereitet wurde? Gehört nicht gerade diese psychologische Vorbereitung zur geschichtlichen Verwurzelung der Offenbarung der Auferweckung Jesu? Da für den gläubigen Betrachter auch das psychologische Wachstum, das zum Empfang der Offenbarung und zur Setzung des Glaubensaktes befähigt, von der Gnade Gottes getragen ist, vermögen wir nicht zu sehen, inwiefern eine solche Auffassung vom Rationalismus infiziert sein soll. Durch die phänomenologisch-genetische Beschreibung des Osterglaubens hat Schlette den übernatürlichen Charakter des Glaubens an die Auferweckung Jesu nicht aufgelöst, sondern nur unserem Verstehen näher gebracht und damit den Nachvollzug erleichtert.

Uns scheint, daß wir einen vergleichbaren Deutungsvorgang in der Inspirationstheorie von Karl Rabner haben. Hier wird die metaphysische Urheberchaft Gottes bezüglich der Heiligen Schrift durch die Kirchenurheberschaft, die mit natürlichen Faktoren rechnet (wie zum Beispiel daß Gemeindeglieder an einen Mitchristen mit der Bitte herangetreten sind, ein Evangelium abzufassen), nicht aufgehoben (vgl. *Orientierung*, 1962, «Warum ist die Bibel heilig?», S. 153–160).

In der Kontroverse zwischen Prof. Vögtle und Prof. Schlette geht es um das Verhältnis von phänomenologischer Methode und Glaube, ein Problem, das bereits im Jahre 1958 zu Mißverständnissen und Indizierungen Anlaß gegeben hat.

Zum Schluß möchten wir wenigstens erwähnen, daß Prof. H. R. Schlette uns schriftlich bestätigt hat, daß er sich in unserer Deutung wiedererkannt hat und sich verstanden fühlte. *M. Brändle*

Entwicklungshilfe

«Vorerst darf ich als früherer (sogenannter höherer) Bundesbeamter, der sich just mit Handelsfragen zu befassen hatte, darauf aufmerksam machen, daß internationale Gremien, wo der Linkseinfluß bei den westlichen Vertretern und der Gebrülleinfluß der angeblich zu kurz gekommenen Interessenten vorherrschend ist, Zusammenstellungen bieten und ‚Erkenntnisse‘ gebären, die mit größter Vorsicht aufzunehmen sind.

Wenden wir uns doch lieber einigen konkreten Fällen zu:

Brasilien: Staatliche Küstenschiffahrtsgesellschaft: Jedes Schiff muß zwei Besatzungen haben, eine als sogenannte Ersatzbesatzung! Beide werden entlohnt. Die Schiffe liegen 65% der Zeit im Hafen fest, außer Betrieb. Löhne: ‚Kapitän‘ eines Hafenbootes von fünf Mann: wie ein Flottenadmiral. Löhne der Matrosen: so hoch, daß sie in der Regel nicht selber arbeiten, sondern einen von ihnen schlecht bezahlten Ersatzmann (cavalo = Pferdchen genannt) zum Dienst stellen. Zugehörige staatliche Reparaturwerft: kann keine Schiffe reparieren, weil die Löhne für ‚Pensionierte‘ und ‚Beamte‘ alles verschlingen und somit keine Werftarbeiter mehr angestellt werden können. Hafenverwaltung von New York: 170 Kilometer

Anlegequai und 3500 Beamte (nicht Arbeiter). Hafenverwaltung von Rio de Janeiro: 7 Kilometer Anlegequai und 8000 Beamte (auf einen Meter mehr als ein Beamter).

Uruguay: Hat 2,8 Millionen Einwohner. Es 'beschäftigt' 250 000 Staatsbeamte und bezahlt 325 000 Pensionierte. Die Staatsangestellten haben in der Regel zwei oder drei Stellen auf einmal, sind dafür jeweils voll bezahlt und erscheinen mit Ausnahme des Zahltags selten am Arbeitsplatz. Die Sozialgesetzgebung erlaubt es, sich mit vierzig, spätestens fünfzig Jahren pensionieren zu lassen, wobei man von allen Stellen die Pension bekommt. Da jeder, der wirklich etwas tut, zum Beispiel auf dem Land einen Acker bepflanzen, dergestalt zum Narren wird, wohnen denn auch von den 2,8 Millionen Einwohnern bereits 1,2 Millionen in der Hauptstadt Montevideo.

Argentinien: Dezember 1965: Arbeiter der Zuckerfabriken in Tucumán zerstören Büros und Mobiliar. Die Post betreibt 'Langsamarbeit', Briefe werden nicht oder nur mit großer Verspätung ausgetragen. Planmäßige Sabotage der Telephonanlagen durch die Beamten, mit Kabelscheren und Gelinithbomben, damals bereits 24 000 Anschlüsse zerstört. ...

Wie gesagt, ich schreibe einen Brief und keinen Roman. Die Beispiele lassen sich ad nauseam vermehren. ...»

R. Sch., Luzern

Eingesandte Schriften

HANDBUCH der Kirchengeschichte. Herausg. von Hubert Jedin, Band III: Die mittelalterliche Kirche. I. Halbband: Vom kirchlichen Frühmittelalter zur gregorianischen Reform. Verlag Herder, Freiburg 1966. Lexikon-oktav, XL und 568 S., Subskriptionspreis: Leinen DM 65.—.

HAULOTTE EDGAR: Symbolique du vêtement. Selon la Bible. «Théologie», Band 65. Éditions F. Aubier, Paris 1966. 352 S., brosch.

HEBERLE PROF. DR. RUDOLF: Hauptprobleme der Politischen Soziologie. Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart 1967. 364 S., Balacronleinband DM 49.—.

HEGGEN FRANZ J.: Gemeinsame Bußfeier und Privatbeichte. Verlag Herder, Wien 1966. 124 S., Paperback Fr. 10.80.

HEIM E. B.: Die Ver-HERR-lichung Gottes. Christiana-Verlag, Zürich 1966. 264 S., Paperback Fr. 9.80.

HERTLEIN SIEGFRIED OSB: Christentum und Mission im Urteil der neoafrikanischen Prosaliteratur. Vier-Türme-Verlag, Münsterschwarzach 1962. Christiana-Verlag, Zürich. 216 S., brosch. Fr. 12.50.

HILDEBRAND DIETRICH VON: Über das Herz. Zur menschlichen und gottmenschlichen Affektivität. Verlag Josef Habel, Regensburg 1967. 207 S.

HILSDALE PAUL: Gebete aus den Paulusbriefen. Rex-Verlag, Luzern 1966. 255 S.

HOEFNAGELS HARRY: Soziologie des Sozialen. Einführung in das soziologische Denken. Geleitwort von Prof. Dr. H. Freyer. Verlag Hans Driewer, Essen 1966. 288 S., Paperback DM 14.80.

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen Katholischen Volksvereins.

Redaktion und Administration (Abonnement und Inserate): Scheideggstraße 45, 8002 Zürich/Schweiz. Telefon (051) 27 26 10. Postcheckkonto: 80-27842

Bestellungen: bei der Administration

Einzahlungen: Schweiz: Postcheck 80-27842
Deutschland: Volksbank Mannheim, Postcheckamt Karlsruhe Kto.-Nr. 17525 (Vermerk «Orientierung»), Bankkto.-Nr. 12975). — Österreich: Sparkasse der Stadt Innsbruck, Postcheck 60.675 mit Vermerk «Orientierung» (26849) — Belgien-Luxemburg: siehe Schweiz — Dänemark: an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg — Frankreich: Crédit Commercial de France, CCP 1065 «Orientierung» C. E. Suisse No 20/78611 — Italien: c/c N. 1/18690 Pontificia Università Gregoriana, Deposito Libri, Piazza della Pilotta, Roma, «Orientierung».

Abonnementspreise:

a) Jahresabonnement: sFr. 15.—/DM 16.—/öS 90.—/bfr. 190.—/dän.Kr. 25.—/FF 18.—/Lire 2200.—/USA Dollar 4.—

b) Halbjahresabonnement: sFr. 8.—/DM 8.50/öS 50.—/bfr. 100.—/dän.Kr. 13.—/FF 10.—/Lire 1200.—

c) Gönnerabonnement: sFr. 20.—/DM 20.—/usw.
d) Studentenabonnement: jährlich wie Halbjahresabonnement (für alle Länder).

HÖFER WERNER: Welt im Doppelspiegel. Fünfzehn Staaten des Nahen und Fernen Ostens in der Darstellung von dreißig asiatischen und europäischen Autoren. Rainer Wunderlich-Verlag Hermann Leins, Tübingen 1966. 288 S., DM 21.—.

IGNACE SAINT: Constitutions de la Compagnie de Jésus I, II. Traduction du texte officiel, notes et index par F. Courel SJ. Collection Christus Nr. 23, 320 S., Nr. 24, 296 S., Desclée de Brouwer, Paris 1967.

IGNATIUS VON LOYOLA: Geistliche Übungen. Übertragung aus dem spanischen Urtext, Erklärung der 20 Anweisungen von Adolf Haas. Herder-Bücherei, Freiburg 1966 (Nr. 276). 189 S.

JURITSCH MARTIN: Der Vater in Familie und Welt. Eine anthropologische Studie. Schöningh, Paderborn 1966. 253 S., kart. DM 9.80, geb. DM 13.80.

KÖNIG HANNS: Das organische Denken Augustins. Verlag F. Schöningh, Paderborn 1966. 166 S., kart. DM 20.—.

KURZ PAUL K.: Über moderne Literatur. Standorte und Deutungen. Verlag Josef Knecht, Frankfurt 1967. 250 S., Leinen DM 19.80.

LERNER DR. DIETER: Das Problem der Objektivität von rechtlichen Grundwerten. Polygraphischer Verlag, Zürich 1967. 344 S., brosch. DM/Fr. 27.50.

LEXIKON FÜR THEOLOGIE UND KIRCHE, zweite, völlig neu bearbeitete Auflage. Fachregister, Grundregister, Autorenregister. Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1967.

MAILLEUX PAUL SJ: Entre Rome et Moscou. L'exarque Léonide Féodoroff. Desclée de Brouwer, Bruges 1966. 184 S., bFr. 180.—.

MARXISTISCHES und christliches Weltverständnis. Beiträge von Bosnjak, Dantine, Calvez, Fetscher. Reihe: Schriften zum Weltgespräch Nr. 1. Herder-Verlag, Freiburg 1966. 167 S.

MOSSHAMER OTTILIE: Mit 17. Leben und Liebe. Verlag Herder, Freiburg 1965. Oktav, 176 S., Linson DM 9.80.

MYSS WALTER, POSCH BENEDIKT: Die vorgotischen Fresken Tirols. Verlag Herder, Wien 1966. 113 S., Fr. 15.80.

**Die nächsten zwei Nummern sind Doppelnummern:
Nr. 13/14 erscheint am 31. Juli, Nr. 15/16 am 31. August.**

Der Dompfarrei St. Gallen geht es nicht besser als den meisten Pfarreien. Wir Katholiken sind zu einem Haufen Individualisten geworden, darauf bedacht, ihre eigene Seele zu retten. Uns fehlt das, was eine Pfarrei erst lebendig macht: der Gemeinschaftsgeist und das Verantwortungsbewußtsein gegenüber dem Nächsten. Wir möchten beides wieder wachsen lassen und zu diesem Zwecke ein

vollamtliches Laien-Sekretariat

schaffen. Dieses hätte eine Laienhelfergruppe auf die Beine zu stellen, deren Aufgabe es sein würde, die Neuzugezogenen der Pfarrei zu besuchen und die Nachbathilfe (gegenüber Alten, Einsamen, bei Krankheit, finanzieller Not usw.) zu organisieren. Vom Sekretär erwarten wir darüber hinaus, daß er den Geist des Konzils in Vorträgen hinaustrage. Auch die Mitarbeit beim Pfarreiblatt ist erwünscht.

Der Bewerber muß über eine gute Allgemeinbildung (Matura) und gute Umgangsformen verfügen. Er soll aufgeschlossen und initiativ sein und vor allem jenen Geist in sich tragen, zu dessen Verbreitung er beitragen soll.

Wir bieten gute Salarierung, Alters- und Unfallversicherung, alternierende Fünftagewoche.

Interessenten melden sich unter Beilage von Lebenslauf und Lichtbild an den Präsidenten des Katholikenvereins der Dompfarrei, Dr. F. Gächter, Wildeggstraße 44, 9000 St. Gallen.